

Frühe Neuzeit

Band 177

Studien und Dokumente zur deutschen Literatur
und Kultur im europäischen Kontext

Herausgegeben von

Achim Aurnhammer, Wilhelm Kühlmann,

Jan-Dirk Müller, Martin Mulsow und Friedrich Vollhardt

Ferdinand van Ingen

Philipp von Zesen in seiner Zeit und seiner Umwelt

De Gruyter

Für meine Frau Clazien
in Liebe und Dankbarkeit

ISBN 978-3-11-029299-2

e-ISBN 978-3-11-030771-9

ISSN 0934-5531

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

1	Vorbemerkungen	1
2.	Werdegang eines Barockdichters	6
2.1	FrühlingsLust.	9
2.2	Poetische Rosen-Wälder	11
2.3	Die Deutschgesinnete Genossenschaft	18
2.4	Die Reinweisse Hertzogin.	31
2.5	Schöne Hamburgerin	32
2.6	Gekreuzigte Liebsflammen.	37
3.	Deutscher Helicon. Verskunst	47
3.1	II Tanz und Poesie oder Der Daktylus zwischen Lyrik und Lied	56
3.2	III Rhythmus und Klang.	69
4.	Romankunst I	76
4.1	Übersetzungen	76
4.2.	Adriatische Rosemund	87
5.	Romankunst II – Die biblischen Romane.	121
5.1	Assenat	121
5.2	Simson	146
6.	Zesen und die »Niederländische Freiheit«	170
6.1	I »Niederländischer Leue«	170
6.2	II Beschreibung der Stadt Amsterdam	177
7.	Frömmigkeit und Zeitgeschmack.	199
7.1	Zum Begriff Erbauungsliteratur.	199
7.2	Gekreuzigte Liebsflammen.	205
7.3	Frauenzimmers Gebeht-Buch	215
7.4	Lehrgesänge von Kristus Nachfolgung.	235
7.5	Zesen als Übersetzer Johann Arndts	249

8.	Geschichte und Geschichten.	254
8.1	Englische Zustände (SW XV/1)	254
9.	Kulturvermittlung und Wissenstransfer	269
9.1	Architectura militaris.	269
9.2	Beverwijck-Cats: Schatz der Gesundheit.	279
10.	Religiöse Toleranz.	294
10.1	Die Schriften »Wider den Gewissenszwang in Glaubenssachen«.	294
10.2	Calvin und Castellio	298
10.3	Castellio: neue Aktualität in Holland	302
10.4	Philipp von Zesen und die »Batavische Freiheit«.	304
10.5	Täufer in Zürich und Bern.	311
10.6	Grundlegung eines Politikums: Heinrich Bullinger.	316
10.7	Niederländische Intervention	320
10.8	Schlussphase der Offensive: Zesens Beitrag	327
10.9	Kirche und weltliches Regiment.	331
10.10	Zesens Vorbilder und Vorläufer in der niederländischen Republik	337
10.11	Zesen im niederländischen Kontext	340
11.	Moralia Horatiana. Mythologie. Prirau als ein antikes Tempe-Tal	355
11.1	Moralia Horatiana	355
11.2	Die Heidnischen Gottheiten	364
11.3	Prirau.	383
12.	Philipp von Zesens Gedichte an die Weisheit	390
	Literaturverzeichnis	409
	Abkürzungsverzeichnis	409
	Bibliothekssiglen.	409
	Bibliographien. Nachschlagewerke	409
	1. Quellen	410
	2. Forschungsliteratur	413
	Namenregister.	423

1 Vorbemerkungen

Die Meinung, Philipp von Zesen hätte in der Frühneuzeitforschung wieder Aufwind, beruht sicherlich zum Teil auf Wunschenken. Andererseits jedoch findet sein umfangreiches Werk aus verschiedenen Perspektiven neues Interesse. Dafür ist nicht nur die fortwährende Arbeit an der Edition der Sämtlichen Werke, sondern auch ein interessanter Tagungsband ein Signal.¹

Wer sich auf diesen Autor einlässt, muss sich auf widersprüchliche Urteile gefasst machen. Die ältere Forschung ist meist den häufig voreingenommenen Zeitgenossen gefolgt oder hat Unzutreffendes geäußert. So notiert etwa Alfred Gramsch in seiner Dissertation 1922 zu Zesens erster Dichtung Melpomene (1638): »Dann endet er sein Hauptthema mit einer Anrede an Jesus. Dieser solle mit des Dichters gutem Willen vorliebnehmen; wenn er zu Jesu Zeiten gelebt hätte, so hätte er wohl anders für ihn sorgen mögen. Gebet und Lob beschließen das kindliche Geschwätz.«² Ähnlich herablassend urteilt Otto Schulz 1824.³

Zesen hatte bei Vielen eben keinen guten Ruf. Er hat sich darüber mehrfach beklagt. So etwa in dem Brief, den er auf die Aktivität Martin Kempes hin an Sigmund von Birken nach Nürnberg geschickt hat, mit der Mitteilung, er sei in die Deutschgesinnete Genossenschaft, und zwar in die »Rosenzunft« aufgenommen worden. Zesen schreibt u. a.:

Gern wünschte ich nur ein paar stündlein das glük und die ehre zu haben, Denselben, den ich in meinem Sin iederzeit vor den volkommnesten Dichtmeister geehret, eigenmündig zu sprechen [...]. Ja dan würde Er an mir viel einen andern finden, als ich Jhm beschrieben worden. Gott mag es denen vergeben, die aus lauter bößheit und giftigem neide, mich überal so gar schwartz zu machen gesucht. Aber ich meine nicht die schwärzte, damit man mein angesicht nur überstreichen wollen, wie mich der redliche Unsterbliche, unter andern, berichtet: indem man ihm vorgeschwatzet, daß ich so schwartz sei, als ein Mohr, und ein häßliches durch die pocken verdorbenes und gantz ungestaltes angesicht hette; da ich doch niemahls die pocken gehabt. Über dieses schwartz- oder häßlich-machen, lache ich nur der albernen plauderer. Aber das andere schwartz- und häßlich-machen, das die tugend betrifft, dasselbe gehet mir ein wenig zu hertzen. Doch Gott wird die falschen verleumder und lästerer wohl finden;

¹ Philipp von Zesen. Wissen – Sprache – Literatur. Hg. v. Maximilian Bergengruen und Dieter Martin. Tübingen 2008. (Frühe Neuzeit Bd. 130)

² Zesens Lyrik. Leipzig/Zürich/Wien 1922, S. 10.

³ Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Berlin 1824, S. 30: »...unter seinen Gedichten im »Dichterischen Rosen- und Liljenthal« ist mehr als eines, das seinem Verfasser ehren würde, wenn er nur nicht Philipp von Zesen hieße.«

und er hat sie auch schon zum teile gefunden und tapfer heimgesuchet, ja gar in die grube geworfen. Jch aber lebe noch, und halte noch fest an meiner tugend. [...] Über nichts verwundere ich mich mehr, als daß auch weise leute sich von Narren so haben betöhrten laßen, daß sie so leichtglaubig worden, und ihnen mich so gar, so gar, so gar anders einbilden laßen, als ich bin. [...] Ach! ich bin betrübt, daß die welt so gar gottlose ist, daß sie so gar böse, ja schelmisch ist, einem redlichen mann seinen ehrlichen nahmen so unverdienter weise zu stählen. [...] Jch wil die sache Gott befehlen, und meine Neidhämmelein hinrasen ja sich todt rasen laßen.⁴

Die Zeitgenossen dürften Anstoß daran genommen haben, dass er es wagte, mit Martin Opitz, dem von allen anerkannten Haupt der neuen Dichtung, um die Palme zu ringen. Das bezog sich natürlich auf seinen *Helicon*, aber auch auf seine Verserneuerungen. Wahrscheinlich auch vollzog er seine Selbstnobilisierung in Anlehnung an Opitz: Philipp Caesius von Fürstentau – Martin Opitz von Boberfeld. Wurde Opitz 1627 vom Kaiser geadelt, nahm Zesen jedoch früh den Adel der Feder bzw. den Geistesadel für sich in Anspruch. In der *respublica litteraria* galten andere Hierarchien. Auf ähnliche Weise wie der Schlesier musste er auf eigene Kraft in die aristokratischen Familien und die Kreise bedeutender Männer und Gelehrte aufsteigen, von denen er für sein Fortkommen abhängig war.

Der Pfarrerssohn Zesen wusste um die Relativität der irdischen Dinge. Seine Aussagen im Gedicht, auch im traditionellen Epicedium, bemühen sich um höchste Klarheit, die Bildlichkeit ist weder komplex noch hochtrabend: »Wie wandelbar der mahn/ wie wandelbar die sterne;| so ist der Menschen zeit| gantz vol vergänglichheit.| Bald nimmet zu/ bald ab die grosse nachtlaterne.| Balde seind wir frisch und roht/| hübsch und lieblich von gesichte:| balde seind wir krank und todt;| da der leib wird gar zu nichte.« (SW Bd. II, S. 370, Str. 2) Damit ist nicht im Widerspruch, dass er sein Talent nicht in falscher Bescheidenheit verborgen hielt. Er hat die von ihm weiter entwickelte »Buchnerart« (die »rollende Dattel- und Palmen-ahrt«) dem angehenden Dichter in mehreren Schriften nahegebracht, denn diese beherrsche man nicht »allein von der natur/ sondern auch aus der kunst«, um so, mit Hilfe des »lehr-meisters und unterweisers« endlich zum »dicht-meister« zu werden (*Helikon* von 1656, SW Bd. X/1, S. 60). Die höchste Stufe erreiche sie in der Verbindung mit Musik und Bewegung im Raum (sc. Tanz).⁵ In solcher Multimedialität hat Zesen sich einmal in einer Pindarischen Ode versucht, die er im *Helikon* von 1656 beschreibt

⁴ Zesens Schreiben wurde am 13. 7. 1670 in Amsterdam ausgestellt, am 30. 8. 1670 Birken eingehändigt und am 3. 4. 1671 beantwortet. Sie wurden mit weiteren von Hartmut Laufhütte 2005 zuerst in *DAPHNIS* veröffentlicht, dann in H. L., Sigmund von Birken. *Leben, Werk und Nachleben*. Gesammelte Studien. Mit einem Vorwort von Klaus Garber. Passau 2007, u. d. T. »Ja dan würde Er an mir einen andern finden, als ich Jhm beschrieben worden.« Philipp von Zesens Versuch, mit Sigmund von Birken in Briefkontakt zu gelangen, S. 115–124.

⁵ Vgl. Elisabeth Rothmund: *Musikalische Elemente in Zesens Theorie der Lyrik*. In: Philipp von Zesen. *Wissen- Sprache – Literatur*. S. 34–54. (Frühe Neuzeit 130)

(ebd., S. 61 f.). Da heißt es dann vom Abgesang: er »war von färtigen und lieblichen Dattel- oder palmen-reimen/ und wurde von beiden teilen zusammen/ mitten im zimmer/ gleichsam mit zitterenden/ doch frohen/ tritten getantzet/ mit zitternder und lieblender zungen gesungen/ und von den spiel-leuten/ welche absonderlich stunden/ mit zitternden fingern gespielet/ ja alles dreies geschahe nach dem färtigen und hüpfenden dreischlage.«

In solcher Rhythmisierung und Dynamisierung der Verskunst hatte er keine Vorbilder und keine Nachahmer. Zesen war sich seiner besonderen Anlagen schon bewusst. Überblickt man das umfangreiche und vielverzweigte Gesamtwerk, stellt man alsbald fest, dass er sich unermüdlich bemüht hat, Gattungstraditionen inhaltlich und formal zu erweitern und zu erneuern. So bietet das Werk ein weit gefächertes Panorama. Er war durchaus mit der Einschätzung vertraut, dass sein Standort in der Linie Opitz-Buchner⁶ ihm eine Sonderstellung in der literarischen Entwicklung und der deutschen Kultur einräumte,⁷ die es zu verteidigen galt. Dazu hat er sich der himmlischen Weisheit (als Geliebte gedacht) anvertraut und mit einem Gedicht, »Der überirdischen Weisheit Lobgesang«, die Sammlung *Rosen- und Liljen-tahl* eröffnet (SW Bd. II, S. 27, Str. 6):

Du solst meines Nahmens lob in die hohen wolken bauen/
 stähts zu schauen.
 Da wird bei der Sterne schaar/
 immerdar
 mein Gedächtnüs müssen bleiben/
 und bekleiben/
 nur dir/ Neid/ zu trotz und hohn.
 Wohl dem/ der denselben lohn/
 der da trotz die hohen sinnen/
 kan mit ehr' und ruhm gewinnen!

Zesen hat sich vorzüglich in den Dienst der Frau gestellt, er spielte deshalb in ihrem Emanzipierungsprozess eine nicht unbedeutende Rolle.⁸

Nicht von ungefähr wird er in den frühen Werken der *Adriatischen Rosemund* und *Rosen=mând* das Idealverhalten der *honnêteté* vorgeführt haben. Diese modische Verhaltensform verlor ihre Attraktivität, als sich die Aufklärung ankündigte und Zesens Lebensende sich näherte.⁹

⁶ Wilhelm Kühlmann: Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation. Heidelberg 2001.

⁷ Vgl. Andreas Herz: Philipp von Zesen und die Fruchtbringende Gesellschaft. In: Philipp von Zesen, S. 181–208.

⁸ Vgl. insbes. Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte. Hg. v. Barbara Becker-Cantarino. Bonn 1980. Allgemein: Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hg. v. Hiltrud Gnüg und Renate Mohrmann. Stuttgart 1985.

⁹ Henning Scheffers: Höfische Konvention und die Aufklärung. Wandlungen des honnête-homme-Ideals im 17. und 18. Jahrhundert. Bonn 1980.

Wie Zesen sich und seine Stellung in der literarischen Gemeinschaft einschätzte, zeigen das persönliche Sinnbild in der zeitüblichen emblematischen Bedeutung (beschwerte Palme) und die Spruchverse, mit denen er sich am 2. 12. 1648 ins Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Gesellschaft eingetragen hat:

Tugend hat leider! allzuviel neider, aber indessen
werd' ich sie dennoch allezeit lieben, nimmer vergessen.
Wilstu die rosen unter den Dornen völlig abbrechen,
mustu nicht achten oder betrachten, daß sie dich stechen.
wahlspruch
Last häget Lust¹⁰

Den Spruch hat er häufiger als Stammbucheintragung verwendet, etwa 1651 in Hamburg (Adressat unbekannt), 1688 ebenfalls in Hamburg für das Stammbuch Johann Wilhelm Meurers. Verwandtschaftliche Beziehungen zur Juristen-Familie Meurer sind bisher nicht bekannt, aber nicht unwahrscheinlich: Zesen hatte zum Tod des Hamburger Juristen Johann Christoph Meurer 1652 die Trauerschrift *Die flüchtigkeit Menschliches Lebens* verfasst; sie wurde bei Georg Papen in Hamburg gedruckt.¹¹ Der Wahlspruch »Last häget Lust« findet sich bereits 1645 auf dem Titelpuffer des Romans *Adriatische Rosemund*. In den hier genannten Wahlsprüchen wird noch lateinisch hinzugefügt: »Pax Cladem Sequitur.«¹²

Zesen wird als 1. Zunftglied der Rosengesellschaft emblematisch mit dem Palmbaum identifiziert. Im Bild erhebt dieser sich am Gestade, hoch aufragend neben einem Berg, auf dem man in der Ferne gerade noch das Dichterpferd Pegasus erblickt. Die Palme trägt obenauf einen »Ehrenkrantz von weiss=vollen und leibfärbigen hundert-blättrigen Rosen.« Der Kräftige (Friedrich Scherertz) spielt im Schlussteil seines Ehrengedichts darauf an und bringt auch Zesens Zunftnamen (Der Färtige) bei den Fruchtbringenden ins Spiel, das die Kombination von Last und Lust auszudrücken sucht:¹³

Er gleicht dem Palmenbaum; Er gleicht den Rosen-blüssen;
weil seine Färtigkeit kan Last/ durch Lust/ versüßen;
belästigt von der Kunst/ von aller Welt bekränzt/
so daß sein Großer Nahm den erdkreuz gantz durchglänzt.
Schaut diesen Palmenbaum so färtigstark als Löwen;
der unsrer Sprache Last/ durch seine kunst kan höben/
und tragen himmelan! Schaut hier den Ehrenglantz/
der seiner scheidel giebt der edle Rosenkrantz!

¹⁰ Gottlieb Krause: Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschein. 1855. S. 489.

¹¹ SW Bd. XIV. S. 519–532.

¹² Herbert Blume: Beiträge zur Biographie Zesens. In: Daphnis 3. Bd. (1974), S. 196–202.

¹³ SW XII (Helikonisches Rosentahl. Amsterdam 1669). S. 225–230.

So trägt Er last mit lust; weil seine starke sinnen
den Krantz der ewigkeit/ durch fleis und schweis/ gewinnen.
Er beugt durch keinen Neid; steht fest und unbewegt;
der/ in der meisten Last/ die meisten Lüste hägt.

2. Werdegang eines Barockdichters

Eine Beschäftigung mit Zesens Biographie und dem Oeuvre in seiner Diversität bringt vielfältige überraschende Einblicke in die Welt der Frühen Neuzeit. Insbesondere erlaubt sie Aufschlüsse über ein besonderes Dichterverständnis und literarische Produktionsprozesse sowie über kritische Urteile, die wegen ihrer Verschränkung von ästhetischen und literaturtheoretischen Diskussionen mit sozialen und politischen Fragen den Blick schärfen für Tradition und Erneuerung im Bereich von Literatur und Kunst. Das 17. Jahrhundert ist uns heute ferngerückt, trotz der zahllosen relativ erfolgreichen Bemühungen in den Niederlanden, wo Philipp von Zesen lange gewohnt und gearbeitet hat, die Epoche des Goldenen Zeitalters (»Gouden Eeuw«) etwa als »Eeuw van Rembrandt« im allgemeinen Bewusstsein überleben zu lassen. In Deutschland sind die Dinge in etwa vergleichbar. Selbstverständlich sah die Welt vor 400 Jahren anders aus. Anders waren damals das Verständnis von Literatur und Dichter, anders auch der Begriff von ihrer sozialen Rolle. Das gilt nicht weniger für das damalige, seit dem Schulbesuch eingeübte, Verhältnis zu Kultur und Sprache der Antike, deren Bedeutung bei den Eliten noch durchaus geläufig war – ja die Dichter jener Zeit bedienten sich reichlich des Lateins, sowohl in gelehrten Schriften wie in ihrer Poesie.¹ Wer also die spezifischen Formen und Dimensionen des europäischen Humanismus als die im 17. Jahrhundert immer noch dominierende Bildungsbewegung zu erfassen sucht und ihren Einfluss in der damaligen literarischen Arbeitswelt einigermaßen richtig einschätzen will, muss nach den historischen Voraussetzungen der höfisch-repräsentativen wie muttersprachlich-bürgerlichen Antikerezeption und ihrer Funktion bei der Konzeption einer sich in Deutschland verhältnismäßig jungen, sich aber rasch etablierenden deutschsprachigen Literatur fragen. Sie ist in ihren Grundlagen darzustellen.

Zesen, dessen Würdigung als des »vielseitigsten Kopfes des Zeitalters« schon vor mehr als 80 Jahren Karl Viëtor angemahnt hat,² dürfte ein überzeugendes Beispiel abgeben. Philipp von Zesen war ein gelehrter Dichter,

¹ Vgl. etwa Guillaume van Gemert: Deutsche Barockliteratur und Latinität. In: Die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Hg. v. Albert Meier. München 1999. S. 286–299, spez. 291 ff. (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 2)

² Karl Viëtor: Vom Stil und Geist der deutschen Barockdichtung. In: Germanisch-Romanische Monatschrift 14 (1926), S. 156.

ein *poeta doctus*. Das geht aus seinem ganzen Werk hervor, das religiöse und weltliche Gedichte und Lieder, erfolgreiche Poetik-Handbücher (*Deutscher Helicon* in vier verschiedenen Fassungen, 1640 die erste, als Ergänzung von Opitz' *Deutscher Poeterey* von 1624), Romane und Romanübersetzungen, historische Schriften (zu denen zum Teil auch die Amsterdamer Stadtbeschreibung gehört) und Gebetbücher, Übersetzungen niederländischer ›Sachbuch‹-Literatur usw. umfasst. Zu den genannten Gebieten sind noch Schäfereien, ein umfangreiches mythologisches Handbuch (*Heidnische Gottheiten*), ein umfangreiches lateinisches Werk über den Dichterischen Sternenhimmel (*Coelum Astronomico-Poeticum*), eine Übersetzung zur Festungsbaukunst, eine prächtige und sehr geschätzte *Moralia Horatiana Das ist Die Horatizische Sittenlehre* (1656, »mit 113 in Kupfer gestochenen Sinn-bildern«) zu zählen.

Er hat einen weitverzweigten Briefwechsel geführt, nicht zuletzt für seine von Amsterdam aus geleitete Deutschgesinnete Genossenschaft. Immer mehr ist deutlich geworden, dass Zesens gesamtes Werk zu berücksichtigen ist, wenn man seine Zielsetzungen (auch in Fragen der Orthographie und Sprachgeschichte!) verstehen will: Man hat sein Selbstverständnis als *poeta doctus* ernstzunehmen.

Zesens außerordentliche Schaffenskraft hat schon die Zeitgenossen mit Bewunderung erfüllt. Freunde stellten schon zu Lebzeiten des verehrten Meisters Verzeichnisse seiner Schriften zusammen und ließen sie drucken (Johann Heinrich Gabler: *Verzeichnis der [...] Zesischen Schriften*. Speyer 1687). Das ist ein ungewöhnlicher Vorgang, der umso mehr besagt. Es war allerdings nicht unüblich, dass ein Autor in der Vorrede eines neuen Werks seine sonstigen Schriften aufzählte. So hat Zesen ebenfalls getan, aber Gabler verzeichnet auch Gelegenheitsschriften. Es erschien eine heute noch benutzte Liste, die 1672 veröffentlicht wurde: *Verzeichnis der so wohl übergesetzten/ als selbst verfassten Zesischen Schriften/ zum drucke befördert durch den Dringenden*. Hinter dem Gesellschaftsnamen verbirgt sich Philipp von Bährenstätt aus Erfurt, der dann von Gabler überholt wurde. Gablers Vorrede gibt Aufschluss über die Funktion des Verzeichnisses. Anvisiert ist das Lob des verehrten und gelehrten Verfassers, denn die Vielheit seiner Schriften gebe zu erkennen,

daß diser überträfliche Man unzählige bücher/ allerhand gattungen/ geläsen; daß Ihme der wesentliche inhalt aller Edelen Wissenschaften gründlich bekant; daß Er vieler sprachen vollkommen kündig/ und vor allen dingen ein unvergleichlicher Retter/ Beschirmer und Heiland unserer teuren Hochdeutschen Helden-sprache seye; und daß ändlich Gott und die Natur den Herrn von Zesen mit einem durchdringenden Geist und gantz ungemeynen gaben dergestalt erleuchtet und bereichert haben/ daß man darüber billich in verwunderung gerahten müsse.

Es geht daraus auch hervor, dass Arbeit an der Literatur, gleichgültig in welcher Form, zugleich als Arbeit an der deutschen Sprache und ihrer

Pflege galt. Das war ein hochwichtiges Anliegen aller Autoren und »Literaturbeflissenen«, die sich in sogenannten Sprachgesellschaften³ zusammenschlossen. Hier sollen vorerst nur die Namen der wichtigsten genannt werden. Die erste war die *Fruchtbringende Gesellschaft* (1617 gegründet), die erlauchtete und fürstliche Gruppe, mit dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen als Oberhaupt. Es folgten Zesens *Deutschgesinnete Genossenschaft* (in Hamburg 1643 gegründet) und der *Pegnesische Blumenorden* (1644 in Nürnberg von Georg Philipp Harsdörffer und Johann Klaj gegründet).

Philipp von Zesen wurde am 8. Oktober 1619 in Priorau bei Dessau (Sachsen-Anhalt) geboren. Sein Vater, der dort von 1616 bis 1668 als lutherischer Pfarrer gewirkt hat (er starb vermutlich 1671) hat seinen Sohn getauft und trug das Datum in das noch heute erhaltene Taufbuch (»Pestbuch«) ein. Die Mutter wurde am 10. Februar 1657 beerdigt und trug den Namen Dorothea.⁴ Zesen besuchte vermutlich ab 1631 das berühmte Gymnasium in Halle, das von dem namhaften Grammatiker Christan Gueintz (1592–1650) geleitet wurde. Dieser verfasste das Buch *Deutscher Sprachlehre Entwurf* (1641), war Mitglied der Fruchtbringer und hat sich um seine Schüler in Sachen der Poesie besonders gekümmert; er beauftragte sie etwa mit kleinen Gelegenheitsgedichten. Bereits als Zwölfjähriger will Zesen die Reimtafel zu seinem *Helicon* fertig gestellt haben. Die in der Schule gelegte Grundlage wurde weiter verfolgt und ausgebaut, als er 1639 die Universität Wittenberg bezog. Hier lehrte der berühmte Dichter und Poetiker Augustus Buchner (1591–1661), der von vielen über Opitz – damals die anerkannte Autorität – gestellt wurde. In Wittenberg erschien (1640) die erste Auflage seiner Poetik, in der er sich für den von Buchner befürworteten Daktylus einsetzte, ein auch von Zesen in der poetischen Praxis gern eingesetztes Versmaß (er nannte es die »Buchner-art«), das von den von Opitz empfohlenen Jamben und Trochäen abwich und den Vers spürbar auflockerte. Darauf ist weiter unten zurückzukommen. Zesen verließ Wittenberg mit dem Magisterdiplom, das er mit einer Arbeit über die *Sophistica* abschloss, die er am 30. Januar 1641 im Auditorium Minor der Universität vorgetragen

³ Karl F. Otto: Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. SM, Stuttgart 1972. Ferdinand van Ingen: Überlegungen zur Erforschung der Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert. In: Dokumente des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur. Bd. 1. Wolfenbüttel 1973. S. 82–106. Christoph Stoll: Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts. München 1973. Allgemein: Andreas Gardt: Sprachreflexion in Barock und Aufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin 1994. Wolfgang Huber: Kulturpatriotismus und Sprachbewußtsein. Studien zur deutschen Philologie des 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1984; Andreas Gardt (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin 2000.

⁴ Vgl. das Akrostichon in den Gekreuzigten Liebsflammen, 1653.

und verteidigt hat. Er führte den Titel Magister mit Recht auf dem Titelblatt seiner ersten größeren Liedpublikation, *Himmlische Kleio* (1641).

Die nächste Station war 1642 Hamburg. Aus diesem Jahr sind einige Gelegenheitsgedichte aus der Hansestadt datiert. In dieselbe Zeit fällt die Bekanntschaft mit dem Wedeler Pastor und Dichter Johann Rist (1607–1667), der später zu einem seiner bissigsten Kritiker werden sollte.

2.1 FrühlingsLust

In Hamburg erschien die Schäferdichtung *Poetischer Rosen-Wälder Vorschmack* und die bald beliebte Liedersammlung *Frühlings-Lust* (beide 1642). Die Sammlung »Lob- Lust-/ und Liebeslieder« widmet der Dichter dem sächsischen Geheimsekretär Christian Reichbrodt, der ihn großzügig aufgenommen hat, und den Brüdern Dietrich und Johann Petersohn, deren er als Dichterfreunde in der Vorrede gedenkt. In der Leservorrede entschuldigt Zesen sich für die »die Enge der Zeit«, die keine bessere Ordnung zugelassen habe – eine *captatio benevolentiae*. Was die Liebessachen betrifft, heißt es: »Ich spiele/ doch bey gutem Verstande. Ich schertze/ doch so/ daß es zu verantworten.« Zur sprachlichen Gestaltung bemerkt er (es ist das erste Mal, dass der Dichter sich in dieser Form an den Leser richtet): »Die Worte seyn schlecht [= einfach]/ die Reden deutlich/ daß sie jederman verstehen sol. Denn so die Reden allzusehr verfünstert/ daß mancher kaum den halben Verstand daraus erzwingen kan/ wozu dienet es?« In der Widmung wird eine heitere Frühlingsstimmung evoziert, in die Zesen seine Lieder hineinstellt.

Meine Lieder brächen nun gleichsam mit den Rosen bey gegenwärtigem Frühlinge herfür und wollen in dieser anmuthigen Zeit im spazieren-gehen das lüsterne Frauenzimmer ergötzen/ wo es nur einige Ergötzung daraus schöpfen kan. Diese Zeit zwar ergötzet genug und geräth männiglich nur bey Betrachtung derselben gleichsam in eine süße Verzückerung. Bald empfinden wir eine sonderliche Ergötzung an den wider-hoch-auffsteigenden Straalen der Sonnen; Bald belustigen uns die liecht-blauen Gezelte des Himmels; anmuthige Blöße der Luft/ die schöne Tapezereyen der Wiesen und Gärte/ die Kristall-hellen Bäche/ so durch die schattigten Wälder dahin rieseln/ und bey denen das verzuckerte Zwitschern der Vögel/ so sich mit dem lieblichem Gereusche der Bäche vereinbahret.

Das ist der gebräuchliche verblümete Ausdruck für ein verliebtes Herz. Sollte es hier anders sein? Nur eine Zeile vor diesen heiteren Klängen heißt es, er habe die Lieder »vor drey Wochen einer hohen Persohn« teuer versprochen. Das ist zweifellos die Dame, die die Sammlung mit einem Widmungsgedicht das Buch ihres »besonderen Freundes« eröffnet – »Herr / was sol ich von Euch sagen?| Eure schöne Lieder machen/| Daß Cupido selbst muß klagen ...« Unterzeichnet ist das kleine Lied D. E. V. R. Das ist leicht zu entschlüsseln als Dorothea Eleonora von Rosenthal. Sie hatte Ze-

sen ihre *Poetischen Gedancken* (Breslau 1641) gewidmet und ihn darin als Lehrer und Freund gefeiert. Er hat sie wohl zusammen mit ihrer Freundin Sophie Vismar in Hamburg getroffen.

Die Sammlung aus sechs Dutzend Liedern – so die Anordnung – bringt neben Liebesgedichten auch Lob- und Widmungsgedichte, etwa auf Kaiser Ferdinand III. und August von Sachsen, auf seinen Lehrer Gueintz. Aber es sind vor allem (natürlich!) Liebeslieder, in dem *locus amoenus* mit Rosen, Lilien, Tulpen und Narzissen situiert; es werden »Wasser, Brunnen, Quell und Bäche« angerufen, um beim Abschied die Trauer zu begleiten. Vor allem wird die Liebste in petrarkistischer Manier mit Formen und Farben der herrlichen Natur ausgestattet, wie schon in wenigen Strophen deutlich wird:

Der Himmel ist offt trüb' und gibt uns Regen/
 Deckt seine schöne Liechter zu/
 Die gleichsam auch verhüllt zu trauren pflegen;
 Die Eigenschaften hast auch du.
 Lachest offt und sihst offt trübe/
 Regnest Thränen ohne Zahl/
 Wann dich teuscht die schnöde Liebe/
 und verhüllst den Sternen-Saal.

Der schönsten Blumen Zier so bey den Flüssen
 und bey den frischen Brunnen stehn/
 Die kan dein Angesicht nicht einmal missen/
 Mann siht sie täglich frisch auffgehn:
 Liljen zieren deine Wangen/
 Tausendschönen mischen sich/
 Wo die keuschen Rosen hangen
 und erfreuen dich und mich.

Des Hertzens Vorhoff ist schön ausgesetzt/
 mit theuren Perlen und Rubien.
 Du kanst auff deiner Brust/ die manchen letzet/
 Narcissen-Rößlein hübsch erzihn.
 Kürzlich: Alle Gärten weichen
 Deiner schönen Backen-Zier;
 alle Blumen müssen bleichen/
 Wann dein Mund nur blickt herfür.⁵

Es sind häufig Rollengedichte, bei allen Liedern sind Versart und Versmaß angegeben (z. B. »Auf Pindarische Art. Von Anapästischen Versen«), es sind auch auffallend viele daktylische Verse darunter, kurz: es ist eine Mustersammlung neuer Metren. An Formen sind Echogedichte zu verzeichnen, die vor allem die Nünberger Dichter pflegten, sonst Dialoggedichte, die eine Auflockerung des Vortrags bedeuten. Wir wollen sie näher betrachten.

⁵ Aus »Frühlings-Lust«, II, Nr. 3. SW Bd. I/1, S. 86/87.

2.2 Poetische Rosen-Wälder

Die *Poetischen Rosenwälder* sind – mit der Tasso-Übersetzung *Roselieb oder Waldspiel*⁶ – Zesens Tribut an die im 17. Jahrhundert so beliebte Schäferdichtung, die in den westeuropäischen Literaturen als ›eskapistische‹ Utopieform einen bevorzugten Platz einnahm.⁷ Neben den Großformen des Schäferromans und Schäferdramas haben sich kleinere anmutige Gebilde entwickelt, wie etwa Tassos *Aminta* (1580) und Guarinis *Pastor fido* (1590). Die neuzeitliche Schäferdichtung basiert auf den antiken Formen, die bei Theokrit und Virgil Triumphe gefeiert haben.⁸ Sie sind der Entwurf einer Sonderform der Utopia-Vorstellung und führen den Leser in die verspielte Welt der freien Natur mit Hirten und Nymphen: Ein Arkadien, das als psycho-sozialer Rückzug aus der regulierten Ordnung der Welt verstanden werden kann.⁹ Martin Opitz aus Schlesien hat auch hier die Richtung vorgegeben. Seine *Schäfferey Von der Nimfen Hercinie* (Breslau 1630) hat für zahllose Nachfolgedichtungen vorbildlich gewirkt, insbesondere für die Nürnberger Dichter des Pegnesischen Blumenordens, die sich auch Pegnitz-Schäfer nannten. Opitz' bescheidene literarische Wald- und Grottenwanderung vermittelte den deutschen Dichtern mannigfache Anregung.

Eine interessante Deutung von Zesens Schäferei legte Seraina Plotke vor. Sie weist darauf hin, dass der für die Gattung konstitutive Spaziergang hier eine rein gedankliche Bewegung darstelle: »Ein Spaziergang im Kopf also, der gerade nicht durch die Natur führt [...],« sondern »durch die Textwelt des Erzähler-Ichs, in die virtuelle Welt des Dichtens und der Gedichte«. ¹⁰ Sie erkennt im Titel den Hinweis auf den Begriff *silva* (Wald oder Wälder für Gedichtsammlung), der in Antike und Renaissance auch synonym mit *materia* verwendet wurde, gleichbedeutend mit griechisch ›hyle‹. Hier wären Metrik und Klang darunter begriffen, Elemente also, die Zesen bevorzugt

⁶ Beide im Neudruck: Bd. III/1 (1993). Der »Roselieb«, 1646 in Hamburg gedruckt und Dionysius Palbitzky (dem »Deutsch-herzigen«) gewidmet, wurde laut Titelblatt »fast nach dem des T. Tassens Amintas ümgesätzt«. Erst in einer Nachbemerkung erfolgt die Mitteilung, dass »des Hochgelehrten M. Schneiders übersezung« zugrund gelegt wurde (S. 119). Michael Schneider (er starb 1639) gehörte wie Zesen zum Kreis um Buchner. Achim Aurnhammer hat einen gründlichen sprachlich-stilistischen Vergleich beider Versionen vorgenommen, auf den hier verwiesen sei (Torquato Tasso im deutschen Barock. Tübingen 1994, S. 180–193). Hier ist von Belang, dass Zesen die ein Jahr zuvor mit der »Adriatischen Rosemund« begonnene Verdeutschung der antiken Namen fortsetzt, wenn auch nicht immer ohne Ungeschicklichkeiten (S. Aurnhammer, S. 184f.).

⁷ Der Internationale Arbeitskreis für deutsche Barockliteratur hat sich des Themas energisch angenommen. Vgl. etwa den Band »Schäferdichtung«. Hg. v. Wilhelm Voßkamp. Hamburg 1976.

⁸ Klaus Garber (Hg.): Europäische Bukolik und Georgik. Darmstadt 1976.

⁹ Klaus Garber: Arkadien. Ein Wunschbild der europäischen Literatur. München 2009.

¹⁰ Seraina Plotke: Zesens »Poetischer Rosenwälder Vorschnack« als poetologisches Werk. In: Philipp von Zesen. Wissen – Sprache – Literatur. 2008, S. 25–34, hier 28. (Frühe Neuzeit, Bd. 130)

in seiner Poetik behandelt. Damit wäre der Blick auf die in die Handlung eingelagerten Gedichte gerichtet. Die hervorstechenden Merkmale wären daher »Töne, Geräusche und Klänge, die Musikalität der Dichtung – dies sind Zesens zentrale Anliegen in seinem *Deutschen Helicon*. [...] Seine ganze Dichtungslehre dreht sich um die ›hyle‹ im Scaligerschen Sinne, welche letzten Endes nichts anderes als Klänge, Geräusche und Rhythmen betrifft: Es geht Zesen in erster Linie um Versfüße, Versmaße und Reime.«¹¹

Schäferereien konnten mehreren Zwecken dienen. Die Mischform aus Prosa und Vers eignete sich für Hochzeiten und Huldigung bedeutender Persönlichkeiten oder Geschlechter. Sie bildeten eine halbseriöse Spielform, die verschiedenartigen Themen und ebenfalls etwa spielerisch-mythologischen und gelehrten Unterredungen Aufnahme boten. Sie hat sich in manchen Fällen mit der Landlebendichtung verquickt, wie sie von Antonio Guevaras *Verachtung des Hof- und Lob des Landlebens* (1539, Übersetzung des Aegidius Albertinus) exemplarisch gestaltet worden war.¹²

Zesens Schäferdichtung ist von einigem Interesse, nicht zuletzt wegen der Liedbeiträge. Sie sollten später meist in die *Frühlings-Lust* eingehen. Auf dem Titelblatt der Schäfererei prangt stolz der Magistertitel: »M. Phil. Caesiens v. F. | Poetischer Rosen=Wälder Vorschmack| oder| Götter= und Nymfen=Lust/ | Wie sie unlängst in dem Heliconischen Ge- | filde vollbracht/ auff Lieb= und Lobseeliges Ansuchen| Einer dabey gewesenen Nymfen kürztlich entworfen.«¹³

Die Handlung im ›Heliconischen Gefilde‹ ist also Fiktion, eine dichterische Erfindung, und die genannte Person ist mit Sicherheit Dorothea Eleonora von Rosenthal. An sie richtet Zesen eine lange »An- und Vorrede«, in der sie *in poeticis* hoch gelobt wird: »O Außzug aller Kunst/ ô vierde Charitinn/ | Minervens Schwester Du/ Du zehnde Pierinn« (Z. 10 f.) – »Du Andre Sappho Du/ Du Phöbus-selbst-Gemahlin« (Z. 33 f.). Es seien bald neue preiswürdige Proben ihrer Kunst zu erwarten, und schon meint der Dichter das Ergebnis zu sehen – das hohe Lob, »das Dier hat zu gemessen | der dreymahl dreyen Zunft/ mich deucht ich sehe schon/ | Du Rose dieser Zeit/ den immergrünen Lohn/ | den Phöbus geben wird.« (Z. 57 ff.). Trotz des hyperbolischen Lobs aus der Gruppe der neun Musen, das die Dame himmelan hebt, fehlen Nachrichten über weitere Kontakte.

Zesens Schäferdichtung, kaum je Gegenstand bisheriger Forschung,¹⁴ ist zwischen der *Hercinie* und dem *Pegnesischen Schäfergedicht* von Georg

¹¹ Plotke, S. 33.

¹² Anke-Marie Lohmeier: *Beatus ille. Studien zum »Lob des Landlebens« in der Literatur des absolutistischen Zeitalters*. Tübingen 1981 (Hermaea N. F. Bd. 44).

¹³ Neudruck: SW Bd. III/1

¹⁴ Ulrich Maché: *Opitz' Schäfferey von der Nymfen Hercinie in Seventeenth-Century German Literature*. In: *Essays on German Literature. In Honour of G. Joyce Hallamore*. Hg. v. M. S. Batts and M. Goetz Stankiewicz. Toronto 1969. S. 34–40. Weiter ist zu

Philipp Harsdörffer und Johann Klaj ein hübsches und interessantes Zeugnis von dem einfallsreichen Geist des jungen Dichters, der seiner schlesischen Schönen versichert, er werde sich weiterhin bemühen, »zu loben deine Zier/ weil Venus' Blume blüht!« Die Rose, die Venus-Blume, ist hier sowohl eine Anspielung auf den Namen der Rosenthal wie auf die der späteren Rosemund, die ihr literarisches Nachleben Zesen verdankt. Man hat die *Poetischen Rosen=Wälder* wohl als eine Antwort auf die Schäferarbeit der Rosenthal betrachtet. Aber sie ist weit mehr als das. Sie ist eine huldigende Geste für die Rosenthal und eine Ehrung dreier Freundinnen, die ebenfalls am bukolischen Spiel teilnehmen (eine vierte gesellt sich fast unbemerkt hinzu), schließlich die Bilanzierung eines jungen Dichterlebens, in den festen Entschluss einmündend, aus dem Geschauten und Erfahrenen Konsequenzen zu ziehen, die das weitere Schaffen bestimmen sollen.¹⁵

Die Anmahnung zum weiteren Dichten (s. o.) präludiert die spätere Ode, die einer Muse in den Mund gelegt wird, »so zu nächst dem Apollo saß/ und unsere Nymfe mit unverwunden Augen ansahe.« Das Bild der sich verfinsternden Sonne wird in der zweiten Strophe wiederaufgenommen und fortgeführt:

Die Sonne verfinstert sich selbst und scheidet/
verlässet am Himmel die güldene spur/
So ferne dein Leben Ihr Angesicht meidet/
du andere Sonne/ du schöne Figur.
Komm unser Verlangen/
laß blicken die Wangen
dein güldenes Licht;
Laß hören dein singen/
dein liebliches klingen/
Sonst werden die tage vor trauren zu nicht. (III/1, S. 32)

Zesen hat das Lied mit einer Melodie von Malachias Siebenhaar in die große Sammlung *Rosen= und Liljen-tahl* (1670, Nr. 35) aufgenommen, und zwar mit dem Titel: »Ermahnungslied an die Wohlgebohrne Dorotee Eleonore von Rosenthal/ als Er in langer zeit nichts von Ihren sinreichen Dichtereien gesehen.« Es hebt hervor, dass sie unmittelbar an Opitz anknüpft und somit an den Anfängen der ›modernen‹ Dichtkunst teilhat. In

erwähnen Seraina Plotke: Zesens »Poetischer Rosenwälder Vorschmack« als poetologisches Werk. (Siehe Anm. 10).

¹⁵ Die folgenden Ausführungen entnehme ich meinem Beitrag: Philipp von Zesens zehnte Muse: Dorothea Eleonora von Rosenthal. In: *Grenzgänge. Literatur und Kultur im Kontext*. FS für Hans Pömbacher. Hg. v. Guillaume van Gemert und Hans Ester. Amsterdam-Atlanta 1990. S. 85–102. Im Textanhang ist ein Abdruck von Rosenthals »Poetischen Gedancken« nach dem Exemplar in der SUB Göttingen wiedergegeben (S. 102–110).

dieses Lob teilt dann auch der Dichter, der schon früh sie selbst und ihre Dichtereien kennenlernen durfte:

[...] Bin auch bemüht vor allen/
 (wo anders Dir mein Verß ein wenig kan gefallen)
 Dein Lob zu breiten auß/ so viel ich kann und mag/
 durch meine schwache Faust/ wil preisen diesen Tag/
 da ich zu erst geschaut dein freundlich Angesichte/
 da mier es ward vergönnt zu lesen Dein Getichte/
 der Tag sey stets begrüßt/ begrübet sey die Zeit/
 da Opitz Dich gelehrt/ Du Licht der Liebligheit.

Für den dichterischen Werdegang der Rosenthal bietet der Passus keine weitere Unterstützung. Mit einer Wendung, die auf den Rosen-Namen der Dichterin anspielt (»Rose dieser Zeit«), klingt das Ehrengedicht aus – Zesen hat tatsächlich in seinem Werk ausführlich von der Rose gehandelt. Der für solche Huldigung geeignete Ort ist die anmutig-idyllische Natur, die nach den bukolischen Gepflogenheiten mit allen topischen Wendungen geschildert wird. Es sind die baumbestandenen Auen der Elbe, die für diese Gelegenheit mit einem Berg geschmückt sind, »an dessen Wurzeln ein klarer Brunnen mit seinem silberglänzendem rieselen auß dem Berge übersich sprang.« Die reale Landschaft wird in eine antik-klassische transformiert. Die Metamorphose lässt in der schöpferischen Phantasie den Musenberg entstehen (»Du ander Helicon«), damit die Götter und Nymphen sich in gewohnter Umgebung niederlassen können. Im Spiel der poetischen Phantasie mischen sich Götter- und Menschenwelt in einer seltsamen Begegnung:

[...] Ich wolte durch mein singen
 Das schöne Musen=Volck an dieses Ort herbringen/
 Hier sollte Phöbus stehn/ dort Pallas meine Zier
 Da Adelheit mein Lieb/ und Reinart neben mier./

Da erscheinen auch schon die Götter, vorangegangen von Mercurius: Jupiter mit Ganymed, Mars, Venus mit Cupido, Pallas e tutti quanti. Zesen begnügt sich nicht mit einer Nymphe als Führerin (wie Opitz) oder mit den neun Musen (wie die Rosenthal) – es erscheint die ganze Götterschar mitsamt Waldgöttern und Nymphen. Selbstverständlich fehlt der »Hürten-Gott« Pan nicht; er tritt auf in Begleitung von »Schäffern und Schäfferinnen/ so auff allerley Instrumenten spielten/ daß die gantze Gegend gleichsam zu tantzen schiene« (S. 16f.). Der Dichter beobachtet die Szene – unter einem Strauch verborgen – und hört den Liedern zu, die von den Nymphen angestimmt werden.

So beobachtet er auch den Schäfer Thyrsis und die Schäferin Amaryllis in einem Wechselgesang. Ihre Erscheinung macht ihm offenbar so viel Mut, dass er das Versteck zu verlassen wagt und »eine gute Weile gantz einsam auff der Wiesen« umhergeht und sich schließlich etwas hinlegt. – Plötzlich, so erzählt der Dichter, »hört ich in dem Gebüsche einen sehr anmuthigen

Toon einer Lauten mit welchem sich ein schöner Discant vermählet hatte« (S. 21). Er vermeint, es »würde eine von den Göttinnen der Anmuth= und Liebligheit selbst« sein. Die äußere Erscheinung der Lautenschlägerin – sie ist vornehm gekleidet und außerordentlich schön – zeigt »eine solche Vollkommenheit und Zierde/ daß man nur durch das bloße Anschauen gänzlich entzückt ward« (S. 22). Die Schöne bringt ein Echolied zu Gehör, dann ein weiteres Lied, das sie aber abbrechen muss, weil ihr eine Saite zersprungen ist. Darauf setzt sie sich an einen Tisch und nimmt eine Schreibfeder in die Hand, »vielleicht ein Lied oder sonst etwas zu tichten« (S. 24). Auf einem kleinen Nebentisch liegen zwei kostbar eingebundene Bücher, die Atmosphäre der Szene ist ganz auserlesene Lieblichkeit. Die von Liebe singende Nymphe umgibt eine Natur, die sich eigens für sie mit den herrlichsten Blumen geschmückt hat:

Zu beyden seiten des Tisches hatte die Künstliche Natur viel schöne Rosenstöcke mit mancherley Farben gepflantzet/ welche sich für dieser Nymfen mit ihren anmuthigen Rosen gleichsam zu neigen schienen/ eben als wenn sie sich vor Schaam entfärbet/ daß ihre Farben von dero schönen Wangen überwunden würden (S. 25).

Die Metaphern des Schönheitspreises scheinen sich in die Natur zurückverwandelt zu haben, sie werden buchstäblich ins Bild gesetzt, das die schöne Dichterin bei der Arbeit zeigt: ein idealistisches Porträt.

Da geschieht das Unglaubliche – sie kommt dem Dichter entgegen. Dieser »erstarrtet/ wuste nicht wie mier zu muthe/ in dem mich Sterblichen so eine göttliche Nymfe empfangen solte«. Aber sobald sie ihn lächelnd begrüßt, kommt der wie gebannt dastehende Dichter wieder zu sich: »darauß ich bald erkante/ daß es dieselbe were/ die Ich schon vorlängst vor die zehnde Muse gehalten« (S. 25). Die Metaphorik darf aber nicht gleich zur Identifizierung der Erscheinung mit ihrem Bild in der Lebenswirklichkeit aufgelöst werden, wodurch das inszenierte Arkadien sich verflüchtigen würde. Damit die Fiktion des Übernatürlichen gewahrt bleibe, tut die Natur – sie ist ja mit im Bunde – ihr Bestes: »Der Himmel war voller Schönheit und es schiene/ als ob er das Gewölcke darümb zertrieben hette/ damit Er die fröhliche und lustige Nymfe desto klährer beschauen könte« (ebd.).

Das Gespräch kommt auf die Götter und Göttinnen, namentlich auf die Pallas mit ihren Waffen. Im Götteraufzug war sie erschienen »eben wie Mars gewapnet/ damit sie denen/ Ihre Keuschheit zu rauben gesonnen/ könte Widerstand thun« (S. 14). Das wird jetzt näher erläutert, weil Zesens vornehme Gesprächspartnerin nicht versteht, weshalb Pallas »ja zum Kriege mehr als zum Frieden außgerüstet« scheine (S. 26). Es sei umgekehrt, lautet die Antwort, sie sei eine rechte Friedensgöttin, weil sie kämpfe »wider die Laster und das unverantwortliche Beginnen/ das Mars auch in seinen billigsten Kriegen verübet«, und ferner verteidige sie die Keuschheit. Damit bekommt das Gespräch eine ernstere Wendung, die fast den Charakter einer sittlichen

Ermahnung annimmt. Die Nymphe fragt, warum die Keuschheit denn »so gar sehr verwachtet werden« müsse, sie wisse nicht, was sie »solte zur unkeuschheit treiben«. Der Dichter erinnert die Freundin daran, dass gerade die Schönheit eine Frau in Gefahr bringe: »Dann eine schöne Jungfrau hat einen heimlichen Feind/ so ihr nachschleicht/ und das ist ihre eigne Schönheit/ daferne sie derselben mißbraucht« (S. 27). Das breit ausgespinnene Thema muss wegen eines heraufziehenden Gewitters abgebrochen werden, aber kehrt in Variationen (z. B. Paris-Urteil) wieder; es ist offensichtlich ein zentrales Anliegen dieser Schäferdichtung. Es ist bemerkenswert, dass an solch hervorgehobener Stelle ein holländischer Reimspruch (die Unterschrift eines allegorischen Gemäldes) eingerückt wird (S. 32):

’t Is waer/ men prysten Boom wiens bloeyssel ’t oog verblyt/
Maer meer noch prystmen dien die Vrucht draegt t’ syner tyt.

(Es ist wahr, man lobt den Baum, dessen Blüten das Auge erfreuen, aber mehr noch lobt man den, der Frucht trägt zu seiner Zeit).

Das Gewitter hat sich verzogen, es treten die drei Freundinnen Tugendreich, Adelheit und Erdmuth auf. Zesens Nymphe ist hocheufreut, »weil sie auch sonst ein großes Verlangen getragen dieselben auff eine Zeit zu besuchen« (S. 35). Der Dichter schlüpft wieder in seine Beobachterrolle – »Ließ mich also hinter einen dücken Rosen=Busch in das Graß hernieder/ daß sie es nicht gewahr wurden.« In den Liedern, die nun von den Damen zusammen und einzeln abgesungen werden, handelt es sich um Liebeslust und -leid. Ist es ein Wink für die Nymphe, dass in der Reaktion auf die scheinbar heiter-unschuldigen Gesänge die Liebesklage überwiegt? Erdmuth kann ihr Lied kaum zu Ende bringen, und als dann auch die anderen ihre Liebeslieder anstimmen, bricht sie in laute Klagen aus und fällt in Ohnmacht, so dass sie mit »köstlichen starck-wassern« berieben werden muss.

Mittlerweile hat der Dichter auf der anderen Seite die drei Parzen erblickt. Seine Stimmung schlägt jäh um – »vergesse ich aller vorigen Freude und laße das hoch=gedachte Frauenzimmer gantz unvermuthlich auß den Augen« (S. 47). Er findet sich plötzlich allein in großer Stille, die lustige Gesellschaft hat sich davongemacht, und nun tritt auch er den Rückweg an, arg verstört, »denn es hatte mich nicht eine geringe Furcht und Schrecken überfallen/ ich war fast gar aus mir selbst«. Mühsam schleppt er sich fort, es ist ihm, als ob »die Füße mehr hinter sich als vor sich eylten.« (ebd.).

Wie der Wanderer des *Sturmlieds*, Goethe, etwa 150 Jahre später, versucht er sich mit Singen Mut zu machen: »beginne einen Gesang nach dem andern her zu singen/ mich in etwaß zu erfrischen und den Weg zu verkürzten.« Der Inhalt der Lieder steht in einem unüberhörbaren Kausalverhältnis zum Vorangegangenen. Der ernste Ton, die Belehrung über die Vergänglichkeit der Schönheit, die Schrecken erregende Liebesklage der Erdmuth und ihre Ohnmacht, dann die urplötzliche Erscheinung der Parzen: Es

sind ebensoviele Vorbereitungen auf den Entschluss, sich nicht allzu sehr um das Vergänglich-Irdische zu kümmern und das Trachten vielmehr auf die »Weisheit« zu richten. Das erste Lied ist eine Abwendung von der »eyteln Welt«, die »willig nach dem Tode ringt«; der Refrain der zwölf Strophen lautet: » Ein ander suche Geld und Guth/ nach Weißheit steht mein Hertz und Muth«. Die »betäubten Gedancken« lassen sich aber von dem einen Lied nicht verscheuchen, zu überwältigend ist die Erfahrung im selbst entworfenen Arkadien – »et ego in Arcadia«. Tatsächlich bewahrt die Landschaftsidylle mit ihrem mythischen Göttervolk, den Nymphen und obligatorischen Schäferinnen den Dichter nicht vor der Konfrontation mit dem Lebensende. Der kann er nur ein weiteres Singen entgegenstellen – »Weil aber das unzeitige und tieffe nachsinnen alzu sehr bey mir einreisen und mich fast gar aus mir selbst setzen wolte/ ward ich gezwungen/ die übrige Zeit mit folgenden zwey Liedern [...] zuzubringen« (S. 50).

Die folgenden Lieder greifen nun höher, sie reden die Göttin der Weisheit direkt an und bitten sie um ihre »keusche« Liebe: »Sophia komm/ du edles Bild«, »Weißheit/ sage wo du bist.« Hier ist der Anfang von Zesens dichterischer Liebe zu Sophia, die er in mehreren Gedichten gestaltet hat. Die insgesamt sieben Lieder sind der überzeugende und charakteristische Ausdruck von seinem poetischen Selbstverständnis, an dem er sich immer wieder innerlich aufrichtet. So ist es auch hier, als er am Ende seines Abenteuers sich den Lohn der Weisheit-Liebe ausmalt: Einen ewigen Namen verleiht sie dem Getreuen und einen Platz im Sternenzelt. Solchermaßen getröstet und beruhigt, besteigt er den Berg, um nach seiner Wohnung Ausschau zu halten. Von ferne sieht er sie im Abendglanz liegen.

Das Schäfergedicht weist hohe gedankliche wie bildliche Stringenz auf und zeigt eine in der deutschen Gattungsgeschichte bisher nicht erreichte thematische Einheit. Die Rosenthal wird in den Höhenflug zum »immergrünen Lohn« (»An- und Vorrede«) einbezogen, sofern sie dem Rat des Freundes zu folgen bereit ist. Den Gipfel behält Zesen sich ausdrücklich selber vor, wenn er, einsam, seinen Weg allein geht.

Zur Entstehungszeit ist noch anzumerken, dass die Rosenthal zusammen mit ihrer Freundin Zesen in Hamburg tatsächlich besucht hat. Das Gedicht »Wül-kommen an di ädle Tichterin Jungfer Sofien Vismarin, als si zu Hamburg anlangte« (1642 im Anhang zur *Adriatischen Rosemund*) kann den Zusammenhang herstellen. Die Stadt Hamburg hat, so heißt es, schon zwei Dichterinnen begrüßen können, jetzt sei die fehlende dritte auch angekommen:

Di dritte fähle dihr, da dich di Rosenthalin,
di zehnde Pierin, di Föbus-selbst-gemahlin,
mit Dehr von Hohendorf, gewürdigt ihrer zihr;
nuhn aber kom härbei, und schau si alhihr,
di dritte Hold-göttin

Die »zehnde Pierin« wird wohl bei dieser Gelegenheit ihre Huldigung im Schäfergedicht empfangen haben. Sie war mit Recht die Erste, die die *Frühlingslust* eröffnen durfte: Gingen doch alle Lieder jener Schäferdichtung, vierzehn an der Zahl, in diese Sammlung ein (mit Ausnahme des einen, »Die Sonne war entwichen«). Die Lieder waren für die jungen Damen gedacht, sie wollten »in dieser anmuthigen Zeit im Spazieren=gehen das lüsterne Frauenzimmer ergötzen.«

Das war die Ausgangslage, als Zesen von Hamburg abreiste, um sich in Holland niederzulassen. Hier änderte er zunächst nicht die Richtung, er schrieb nach wie vor für Frauen. Aber mit Rosemund, der in Amsterdam lebenden Venetianerin, erhielt sein Schaffen eine neue, originelle Mitte. Die Rosemund-Gestalt verbindet das künstlerische Werk und die sprach- und literaturtheoretischen Schriften zu einer Einheit und stellt auch eine Verbindung zwischen seinem Werk und der Sprachgesellschaft her, deren Seele Zesen zeitlebens war. Rosemund verweist auf deren erste Zunft, die Rosenzunft.

2.3 Die Deutschgesinnete Genossenschaft

Was brachte Zesen, von den gedruckten Werken abgesehen, aus Hamburg mit nach Amsterdam, was mag ihn gereizt haben, sich dort niederzulassen? Es fehlen noch manche Detailinformationen. Sicher aber ist, dass er in Hamburg eine Sprachgesellschaft gegründet hat, die aus einem lockeren Freundeskreis (Zesen mit Dietrich Petersohn und Hans Christoph von Liebenau) hervorgegangen ist und dann wohl in Amsterdam feste Form angenommen hat. Welches Jahr als das Gründungsjahr anzusehen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen (1642 oder 1643?)¹⁶. Das 25-jährige Stiftungsfest, das 1668 begangen wurde, spricht für 1643. Als symbolisches Datum wurde der 1. Mai von Zesen bestimmt. Sicher war jedoch Hamburg die Gründungsstadt; dafür gibt es mehrere Belege.¹⁷

Die Deutschgesinnete Genossenschaft (weiter DG) hat sich die Fruchtbringende Gesellschaft (FG) zum Vorbild genommen: Jedes Mitglied bekam vom Stifter einen Gesellschaftsnamen mit Emblem und Spruch, die symbolische Blume für die ganze Gesellschaft war die Rose. Zesens Name war »Der Färtige«, sein Zeichen war der aus der Emblematik bekannte Palmbaum. Anders als die anderen Sprachgesellschaften war die DG in »Zünfte« eingeteilt, die aus einer festgelegten Anzahl Mitglieder be-

¹⁶ Zur Diskussion vgl. Karl F. Otto: Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts (wie Anm. 3), S. 33 ff. Siehe auch Ferdinand van Ingen: Philipp von Zesen. Stuttgart 1970 (SM 96), S. 91–94.

¹⁷ Ferdinand van Ingen: Die Erforschung der Sprachgesellschaften unter sozialgeschichtlichem Aspekt. In: Sprachgesellschaften – Sozietäten – Dichtergruppen. Arbeitsgespräch Wolfenbüttel 1977, Hamburg 1978, S. 9–26, hier 15 f. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 7).

standen. Es gab deren vier: die Rosenzunft, die Liljenzunft, die Näglein-zunft, es kam noch als vierte die Rautenzunft hinzu. Jede Zunft war in mehrere »Zunftsitze« unterteilt. Die Rosenzunft bestand aus 9 Sitzen mit je 9 Mitgliedern, die ersten drei Zünfte kamen auf 81, 49 und 25 Personen. Es war also ein weit gedehnter Kreis, dessen Mitglieder natürlich nur brieflich miteinander verkehren konnten. Es gab zwei weibliche Mitglieder: Catharina Regina von Greiffenberg und Ursulane Hedwig von Feldheim.

Die Gesellschaftsschriften bringen, ebenfalls nach dem Vorbild der Fruchtbringer, alle Namen etc.¹⁸ Die Pflege der deutschen Sprache in den Gesellschaften muss vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges gesehen werden sowie im Licht der grassierenden Verwendung fremdländischer Wörter und Begriffe im Deutschen. Die »Sprachreinigung« – von ihr wurden alle Mitglieder in verschiedenem Maße in die Pflicht genommen – sieht also ein Programm vor, das sich auch über Fragen der Orthographie und der Grammatik erstreckt, in metrischen Fragen Standpunkte erwägt (hier war Fürst Ludwig äußerst konservativ¹⁹), und nicht zuletzt die Mitglieder auf »Anstand« bzw. Tugend festlegte. Das waren weitgesteckte Ziele, vor allem deshalb, weil die Sprachpflege sich mitunter auf die angeblich uralte deutsche »Treu und Redlichkeit« berief und von einer inneren Erneuerung der Deutschen eine Erneuerung der Sitten erhoffte (insbes. Johann Rist sei hier genannt, der Stifter des Elbschwanenordens). Stuft man die Ambitionen, mit denen die Sprachgesellschaften auf den Plan traten, auf ein vernünftiges Maß zurück, bleibt doch ihre ansehnliche kulturelle und Literatur fördernde Rolle insgesamt von signifikantem Wert. Andreas Herz, der sich intensiv mit der Fruchtbringenden Gesellschaft und ihren Nachfolgern beschäftigt hat, fasst folgendermaßen zusammen:

Ihre Spracharbeit ist eingebettet in ein weitergehendes Tugend- oder Zivilisierungs- und Kulturprogramm. Die Reihen der FG bevölkerten die christlich-humanistisch akkulturierten [...] höfisch-administrativ-militärischen Führungsschichten überwiegend reformierter und lutherischer Konfession, die sich die neuen Leitvorstellungen höfisch-höflicher Gesittung zu eigen gemacht hatten. Sie hatten Bildungs- und Kavaliersreisen einschließlich Universitätsaufenthalten hinter sich, waren, auch ohne selbst schriftstellerisch in Erscheinung zu treten, den Künsten und Wissenschaften gegenüber aufgeschlossen und hatten im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges genügend Erfahrungen mit politisch-militärischen Konflikten, sozialen Notständen und erbitterten dogmatischen Kontroversen, um auch dem harten Unglück »mit Manier« zu begegnen.²⁰

Karl Viëtor hat als Erster auf die weiträumigere Bedeutung der Sprachgesellschaften hingewiesen, die man zu Unrecht in der Tradition des 19. Jahrhun-

¹⁸ Die der DG wurden in den Sämtlichen Werken veröffentlicht als Band XII (1985), bearbeitet von Karl F. Otto.

¹⁹ Vgl. Ferdinand van Ingen: Überlegungen zur Erforschung der Sprachgesellschaften (wie Anm. 3), S. 38 ff.

²⁰ Andreas Herz: Zesen und die Fruchtbringende Gesellschaft. In: Philipp von Zesen. Wissen – Sprache – Literatur (wie Anm. 10). S. 181–208, hier 195.

derts auf Sprachreinigung festgenagelt hat. Er nannte die Sprachgesellschaft eine »barocke Bildungsgemeinde« und umschrieb ihre Tätigkeit und Bedeutung einprägsam wie folgt: »die moralisch-bildungshafte Gesinnung als das umschließende Allgemeine, die Erhaltung und Pflege der Muttersprache als das willensbestimmte Besondere.«²¹ Das dürfte sich auch im Hinblick auf Zesens Deutschgesinnete Genossenschaft als ein vielleicht noch zu wenig genutzter Ansatz angesehen werden. Denn die Sprachgesellschaften bildeten die eigentlichen literarischen Zentren des 17. Jahrhunderts, hier wurden zu wesentlichen Teilen sprach- und literaturtheoretische Probleme diskutiert, wurden Standpunkte angegriffen und verteidigt, wurde gelobt und verdammt. Nicht nur konzentrierte sich hier die literarische Kritik (möglichweise hauptsächlich in den Anfangsjahren), sie regten auch die literarische Produktion an (etwa Übersetzungen aus den ruhmvollen romanischen Literaturen).

Zesen war mehr berüchtigt als berühmt wegen seiner Vorschläge zur Orthographiereform und tatsächlich nicht selten übertriebenen Neuschöpfungen, die eingebürgerte Wörter ersetzen sollten. Hier hat er zweifellos des Guten zuviel getan; es hat ihm nur geschadet. Es ist darum leicht vorstellbar, dass Zesen sich durch die Mitglieder seiner Sprachgesellschaft als Mitstreiter den Rücken stärken ließ – und viele haben tatsächlich in diesem Sinn nachgeholfen. Übrigens war Zesen nicht der Mann danach, sich von anderen belehren zu lassen, wenn er meinte, im Recht zu sein. Dem Willen zur Eigenständigkeit hielt wohl das Bedürfnis nach Ermutigung und Anschluss die Waage, da kam ihm die DG zustatten. Rufschädigend waren vor allem die Vorhaltungen, die Fürst Ludwig ihm machte und die im »Ertzschrein« der Fruchtbringer erhalten geblieben sind, wie etwa: »Caesius hat viel sachen alzu subtil und spitzig gesetzt, die sich so nicht wollen einfüren lassen.«²² Aber der Fürst hat sich in diesem Zusammenhang ebenfalls kritisch über andere geäußert, wie Georg Neumark, der Sekretär der Fruchtbringer, festgehalten hat. Auch hat Zesens Lehrer Gueintz dabei eine klägliche Rolle gespielt. Jedenfalls war das ein Grund, weshalb Fürst Ludwig Gueintz bei der Abfassung seiner *Deutschen Rechtschreibung* zur Eile antrieb. Wir wollen uns mit diesen Dingen nicht lange aufhalten und verweisen auf den ausführlichen Forschungsbeitrag von Herbert Blume, in dem die Neologismen sortiert und beurteilt werden.²³

Die Gesellschaftsnamen lassen vermuten, dass sie demokratisierend gewirkt hätten, aber das lässt sich nicht nachweisen. Die (vielberufene) Tugend ist ja auch an keinen Stand gebunden, der Tugendbegriff tritt manchmal auch in Opposition zum Adel, so z. B. am Ende des 17. Jahrhunderts bei Johann Christian Hallmann:

²¹ Karl Viëtor: Probleme der deutschen Barockliteratur. Leipzig 1928, S. 67.

²² Andreas Herz, S. 197.

²³ Herbert Blume: Zur Beurteilung von Zesens Wortneubildungen. In: Ferdinand van Ingen (Hg.), Philipp von Zesen 1619–1969. Wiesbaden 1972. S. 182–192.

Es ist zwar grosses Lob/ viel tapffrer Ahnen wissen/
 Die man in Marmel haut/ in Gold und Kupfer sticht/
 Doch dieses kan uns nicht die Ehren=Pfort' entschlüssen
 [...]

 Denn Wappen/ Schild und Fahn sind erblich/ nicht die Tugend/
 Die mit dem Ahnherr stracks eilt nach der Ewigkeit.²⁴

Zesen hat die Satzungen seiner Gesellschaft in mehreren Schriften dargestellt, am ausführlichsten in *Das Hochdeutsche Helikonische Rosentahl* (Amsterdam 1669), aber auch an anderen Stellen zur Sprache gebracht, z. B. in der Vorrede zu der sprachtheoretischen Schrift *Rosen-mând* (1651). Er spielt hier in auffälliger Weise mit dem Begriff Liebe. Er bittet den Leser: »so laß doch ei lieber! die lieblichkeit deiner augen/ lieber leser/ dieses aus liebe/ von liebe/ mit liebe/ ja durch liebe geschriebene liebes-zeichen lieblich/ liebsälig und freundlich anlächeln.« Dazu gesellen sich die programmatischen Worte: »Ich schreibe aus liebe zur sprache/ aus liebe zu dier/ aus liebe zu meinem Vaterlande. Durch liebe werde ich getrieben: mit liebe vermische ich meine reden: damit sie solcher gestalt verlieblichet/ dier/ der du Liebe liebtest/ zu lesen belieben möchten.« Es geht in solchen Stellen rhetorischer Stichwortsetzung unverkennbar um die Herausstellung der Liebe als eines treibenden Prinzips, das den sittlichen Ernst des Dichters und den ethischen Anspruch seiner Genossenschaft sichtbar macht. Zesen hat hervorgehoben (*Rosentahl*, Bd. XII, S. 193), dass seine DG ursprünglich ein Freundschaftsbund gewesen sei. Dieser Aspekt hat die Gesellschaft geprägt und wirkt in den Satzungen nach, und zwar in dem etwas sentimentalisierten Begriff der Liebe. Das Zeichen der Rosenzunft (die Rose) wurde denn auch bedeutungsvoll gewählt: »Sie gehet mit Liebe schwanger; sie gebühret [= gebiert] die Liebe; sie reizet zur Liebe: sie ist mit lieblichen blättern gezieret/ mit edelen zweigen belustiget« (*Rosentahl*, ebd., S. 22). Ferner erwähnt Zesen, dass die Rose nicht nur von altersher als die Blume der Liebe betrachtet, sondern auch »vor ein kenzeichen der Freien Künste« gehalten wurde (ebd.). Es liegt auf der Hand, dass die Gesellschafter in diesem Zeichen zur »unterlichen Liebe« angemahnt werden. In diesem Zusammenhang kommt dem von Jan Hendrik Scholte ausgeführten Argument, dass die Heldin der *Adriatischen Rosemund* (1645) als das Symbol von Zesens Gesellschaft zu gelten hat, eben der »Rosengesellschaft«, wie Zesen sie auch nennt (ebd., S. 23), ausschlaggebende Bedeutung zu.²⁵ Denn in diesem Roman gehen Liebe, Gelehrsamkeit und Kunst eine ebenso fruchtbare Verbindung ein, die »Rosemund« – im Zeichen der »Libinne« (Venus) – und »Rosenmând« – im Zei-

²⁴ J. Chr. Hallmann: *Leich=Reden/Todten=Gedichte etc.*, Frankfurt und Leipzig 1682, S. 42.

²⁵ J. H. Scholte: Zesens »Adriatische Rosemund« als symbolische roman. In: *Neophilologus* 30 (1946), S. 20–30; ders., Zesens »Adriatische Rosemund«. In: *DVjs* 23 (1949), S. 288–305. Ferner Klaus Kaczerowsky: *Bürgerliche Romankunst im Zeitalter des Barock. Philipp von Zesens »Adriatische Rosemund«*. München 1969, S. 103 ff.

chen der »Kluginne« (Pallas) – innerlich miteinander verbindet. Die ebenso von Zärtlichkeit wie von einer »libblichen ernsthaftigkeit« geprägte Liebe, welche Rosemund im Roman verkörpert, soll das Leitbild der Deutschgesinneten Gesellschaft sein. Zesen hat ihr die idealistische Aufgabe zugewiesen, die Deutschen dazu zu bewegen, die Liebe wieder zum Maßstab ihres Denkens und Handelns zu nehmen. In den Schriften *Wider den Gewissenszwang* (1665), die in Form einer historischen Materialsammlung eine Erinnerung an die christliche Nächstenliebe darstellen, macht Zesen die »vergesenheit der Kristlichen Liebe« für alles Elend seiner Zeit verantwortlich. Die DG sollte mit ihrem Beispiel vorangehen und die Umsetzung des ethischen Ideals in die Praxis des gegenseitigen Umgangs zeigen. Zesen rückt damit seine Gesellschaft bewusst und mit Absicht in die Nähe der priesterlichen Verbände der Antike, »die ihr ziel zur wiederbringung der verlohrenen vollkommenheit so wohl Göttlicher/ als Weltlicher Weisheit« gewählt hatten (*Rosentahl*, S. 4). Die Liebe in christlichem Sinn ist das Bindeglied zwischen göttlicher und menschlicher Weisheit (ebd., S. 236). Liebe zur Muttersprache und Liebe zu den Mitmenschen gehören für Zesen zusammen. Sie sind unlöslich verquickt, eine spiegelt sich in der anderen wider. Es verwundert daher nicht, dass seiner Übersetzung der *Afrikanischen Sofobisbe* ein Emblem vorausgeht – ein Rosenstock mit drei blühenden Rosen neben einem rinnenden Brunnen – unter der Aufschrift »An die hoch-löbliche Deutschgesinnete Genossenschaft«, mit nachfolgenden »Schränk-reimen«:

Mit rechte hat man euch/ ihr ädlen Deutsch-gesinn'ten/
 zum allgemeinem märk drei rosen vorgebildt;
 Die ich/ wans müglich wär'/ in stahl mit güldner dinten
 beschrieben wolte sehn. Dan eine rose gilt
 so vihl als alle zihr/ die eine staude führet;
 so vihl als aller schmuk/ den eine blume trägt;
 Sie ist die Keiserin/ die alle gärten zihret;
 sie ist die Königin der schönheit/ die sie hägt.
 sie ist des Westens braut/ und angenähmer becher;
 sie ist der erden glanz/ der sträucher schönste zihr /
 der kräuter höchster schmuk; die als ein ädler recher/
 der zudedachten schmach mit stacheln führ und führ
 den feind zurükke hält. Die diht zu eurem bilde/
 ihr deutsch-gesinn'ten ihr; die wird durch einen strahl
 der sonnen aufgemacht im stärke-blauen schilde/
 da eine schon geföllt/ die ander' an der zahl
 in etwas aufgetahn/ die dritte noch geschlossen/
 an einem stokke stehn. Das sol ein bildnüs sein/
 das euch recht bildet für/ ihr ädlen mit-genossen/
 den zu=wachs eurer kunst. wohlan! fangt auf den schein/
 den euch so mancher Held im deutschen hat gewiesen/
 und gehet ihme nach; damit ihr mit der zeit
 als folle rosen auch könt sein gelobt/ gepriesen/
 und/ jenen Helden gleich/ auszühn die stärkebligkeit.²⁶

²⁶ Zit. nach dem Ndr. in den SW, Bd. VI (1972).

Zesen ist in den Niederlanden zum ersten Mal am 8. Oktober (es war sein Geburtstag!) 1642 bezeugt: An diesem Tag ist seine *Spraach-übung* aus Leiden datiert. Was Zesen dort unternommen hat, wissen wir nicht recht; jedenfalls war er zwischen Amsterdam, Utrecht und Leiden viel unterwegs und traf bedeutende Persönlichkeiten. Er war überhaupt reiselustig, denn er überschickte das eine Mal ein Gedicht aus London, ein ander Mal aus Paris (vgl. den Anhang zur *Adriatischen Rosemund*). Auch literarisch waren die ersten Jahre bis 1648 fruchtbar. Er hat hier Romane aus dem Französischen, die z. T. bereits in niederländischer Übersetzung vorlagen, ins Deutsche übertragen und veröffentlicht: *Lysander und Kaliste* (1644, nach Daudigier), *Ibrahim Bassa* (1645, nach Madeleine de Scudéry), *Die Afrikanische Sofonisbe* (1647, nach Sieur de Gerzan). In allen Fällen war der Amsterdamer Verlag von Ludwig Elzevier (schon damals ein berühmter Name) die Adresse, an die Zesen sich mit Erfolg gewandt hatte oder zur Übersetzung aufgefordert worden war. Seine so bekannt gewordene Romangeschichte der *Adriatischen Rosemund* erschien 1645 in demselben Verlag, 1648 die Übersetzung eines damals geschätzten Lehrbuchs: *Matthiae Dögens Heutiges tages übliche Krieges Bau-kunst*. Jedenfalls haben Amsterdamer Verleger (weiter noch Christoph Conrad, Johan van Ravesteyn, Johannes Blau u. a.) seine Bemühungen in vielerlei Hinsicht ermöglicht und unterstützt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Zesen in diesen Verlagshäusern als Korrektor gearbeitet hat.

Versuche, neue Mitglieder für seine DG anzuwerben, verlaufen parallel mit seinen Anstrengungen, in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen zu werden, sogar verstärkt in den Niederlanden. So hat er etwa *Die Afrikanische Sofonisbe* der schwedischen Königin Christina gewidmet, was ihm jedoch nichts eingetragen hat. 1644 war ihm die Widmung des *Ibrahim Bassa* an das Oberhaupt der FG, Fürst Ludwig, als eine Möglichkeit erschienen, sich in Köthen ins Gespräch zu bringen. Harsdörffer hakte für ihn mit einem Aufnahmegesuch nach. Aber Ludwig reagierte kühl und schrieb einen ablehnenden Brief an Harsdörffer, in dem Zesen (selbstverständlich) die kühnen Neuerungen in der Orthographie und in der ›Wortverdeutschung‹ angekreidet wurden. Es kamen noch Anschuldigungen anderer Art hinzu, so z. B. von Gueintz, dem der unternehmende Geist seines Zöglings offensichtlich schon nicht gepasst hatte, kurz, es wurde vorläufig nichts daraus.²⁷

Daraufhin widmete Zesen die *Lustinne* (1645), ein großes Gedicht von Macht und Wirkung der Liebe (es gehört zum Umkreis des Rosemund-Romans), dem Grammatiker und Sprachgelehrten Justus Georg Schottelius in Wolfenbüttel, wo dieser als Prinzenlehrer arbeitete. Als auch dieser

²⁷ Es sei für diese Anschuldigungen und Zesens weitere Reaktion verwiesen auf: Ferdinand van Ingen, Philipp von Zesen (1970), S. 3 ff.

Während dieser Zeit hat Zesen fleißig an der Neubearbeitung seines *Helicon* gearbeitet, und es scheint, als hätte er auf die Bedenken der Fruchtbringer einige Rücksicht genommen. »Was ich in dergleichen ehmahls verstoßen habe, ist meiner Jugend schuld, die von Tage zu Tage reiffere Gedancken zu führen beginnet«, schreibt er an Ludwig (13. Dez. 1648).³⁰ Zesen hat dann tatsächlich für die Neubearbeitung, die er den Gepflogenheiten der FG nach, vor der Drucklegung dem Fürsten hätte vorlegen sollen, über Diederich von dem Werder (der ihm wohlgesinnt war) einige orthographische Verbesserungsvorschläge erhalten. Aber dann ist Zesen doch der Kragen geplatzt und er hat sie in einem langen Brief vom 25. Mai 1649 aus Priorau allesamt zurückgewiesen. Er war zu stolz und auch zu sehr an seine Selbständigkeit gewohnt, als dass er sich in Fragen der Rechtschreibung und Dichtungs- oder Verstheorie den Wünschen eines Fürsten zu beugen gewillt war. Fast ironisch schreibt er am Ende seines letzten Briefes an den Nährenden (= Ludwig), dem er seinen Reimspruch verdankt: »Sonsten verhoffe ich, daß man mir werde das lob geben, daß ich meinen Helikon dem nahmen gemäß, in dem ich der *Wohlsetzende der Natur nach*, I. F. G. gnädigem belieben nach, heisse, beschrieben habe.« Fast sofort darauf (am 26. Mai 1649) schreibt der Fürst eine gereizte Antwort:

[...] Mehrere verwirrung in deutscher sprache, wie schon von seiner genossenschaft in der überschreibung, und andern überflüssigen Klügeleyen, die mehr in selberfundenen einbildungen und sonstiglichen meinungen, nach fremden sprachen gerichtet, als auf den rechten grund, die natur und eingeführten guten gewonheit, bestehen, helt der Nehrende gantz undienlich, und mag der erfinder oder anfänger solcher genossenschaft sehen, wie sie ins künftige ablauffen. Von der Fruchtbringenden Gesellschaft und andern verstendigen, gelehrten, recht-Deutschen werden sie nie gut geheissen werden, und mag er sie unter ihrem nahmen auch mehr lassen ausgehen, ja wider die angeborne deutsche Natur und art, seinem erlangten worte ferner im schreiben und dichten neüerlich oder übel setzen, nicht gebrauchen, sonsten müste ihme hierunter öffentlich widersprochen werden. [...] Wird demnach guter wolmeinung vermanet sich hierunter nochmals wol fürzusehen, damit er nicht wegen seiner ausschweifenden gedancken den Nahmen des wolsetzenden verliere und solches auf sich durch eigenliebe und widrigen verstand ziehe. [...]³¹

Er hatte es nun mit den Fruchtbringern gründlich verdorben. Harsdörffer scheint sich von Zesen distanziert zu haben, Johann Rist sieht nun die Bahn frei, den Hass auf den ehemaligen Freund ungeniert spielen zu lassen. Die Meinungsverschiedenheiten und Verleumdungen zogen weite Kreise, bis ein Deutschgesinneter, »Der Wohlriechende« (= Karl Christoph von Marschalk), in der Vorrede von Zesens *Sendescreiben an den Kreuztragenden* (1664) eine vorläufige Bilanz zugunsten Zesens zieht: »Darüm ist es kein wunder/ daß Er zu weilen/ als ein Großmühtiger Leue/ ihm mit der

³⁰ Zit. Krause, S. 415.

³¹ Zit. Krause, S. 421–425.

tatze einen nasenstüber gegeben.«³² In diesem *Sendeschreiben* greift Zesen den Pastor-Dichter Rist an seiner empfindlichsten Stelle an. Er kritisiert seine Dichtkunst und stellt ihn – mit unverhohlener Schadenfreude – als einen Stümper bloß. Noch schlimmer kommt es in der *Helikonischen Hechel* (1668), in der ein Liebesgedicht Rists auseinander genommen und sorgfältig nach den Regeln der Kunst filiert wurde. Wie es dazu gekommen ist, berichtet Der Wohlriechende in seinem Gratulationsschreiben. Zesen sei in der Kunst des wahrhaften Dichtens nun so hoch gestiegen, dass »man itzund mehr als wahr zu sein befindet/ was jener Hohe Priester Kaifas/ der das Hochdeutsche Gedicht vor seine Sprachübung gemacht/ in der letzten Zeile von ihm gleichsam geweissaget. Und so ist Saul noch unter den Profeten/ und saget zu weilen wahr/ wan er nicht wil.«³³ Rists Gedicht an der besagten Stelle lobt die neue Blüte der deutschen Sprache nach Opitz' Tod und beschließt: »Wir werden allzumahl in ihrem Zimmer wohnen/| Wir dienen und sie bleibt die Königin allein/| Doch soll Her Caesius ihr Kammer=Juncker seyn.«³⁴

Es muss in aller Kürze gefragt werden, wie Zesen selbst die Beschuldigungen und »alle schmaach- und neid-süchtige lästerungen/ die etwan wider mich unverdienter weise möchten ausgegossen werden«, aufgenommen hat. Es heißt am Schluss des *Sendeschreibens*:

Ich bin zwar auch ein Mensch/ und daher menschlichen gebrechen unterworfen; und habe nicht alles in meinen ausgegebenen schriften/ sonderlich in jenen noch sehr jungen frühlingjahren/ straks schnurgerade treffen können. Aber darum solte mein Splitterrichter so unverschämht mit mir nicht gehandelt haben. Die zeit hat mich immer besser und besser unterwiesen/ ja unterweist mich noch täglich mehr und mehr. Diese/ neben meinem anhaltenden fleisse das beste zu erforschen/ hat mich gelehret/ wie ich die fehler meiner jugend ausbüßen und verbessern sol; welches ich auch tuhe/ und zwar meinem Neidteufel zu trutze. Dan ich bin keines weges so eigensinnig gehartet/ daß ich meine in der ersten jugendhitze mir gleichsam entschossene fehler/ nunmehr/ da ich alles besser weis/ mit gewalt vertähdigen und guht heissen wolte.³⁵

Was Zesen in der Jugendzeit schon entdeckt hatte, war die wunderbare Kraft der Sprache, die er mit anderen teilte, aber die er doch wie kein anderer als eine Wunderkraft mit gleichsam übersinnlichen Geheimnissen betrachtete. Nur der wahrhaft Kundige könne sie entschlüsseln. Das hat er in dem großen ›Gesprächspiel‹ mit dem Titel *Filip Zesens Rosen=mând* ausführlich dargetan. Der weitere Titel enthält das Programm: »das ist| in ein und dreissig gesprächen| eröffnete Wunder=| schacht| zum unerschätzlichen Steine der Weisen:| Darinnen unter andern ge=| wiesen wird/ wie

³² SW Bd. VI. Der Band enthält Sprach-Übung, Rosen-mând, Helikonische Hechel, Sendschreiben an den Kreuztragenden.

³³ SW Bd. VI, S. 286.

³⁴ S. 10.

³⁵ Sendschreiben, S. 438 f.

das lautere gold| und der unaussprächliche schatz der| Hochdeutschen sprache/ unsichtbarlich/| durch den trieb der Natur/ von der Zun=| gen; sichtbarlich aber durch den | trieb der kunst/ aus der fe=| der und beiderseits/ jenes den ohren/| dieses den augen/| vernähmlich/| so wunderbahrer weise und so| reichlich entsprüßet.« Dieses ›Wunderbuch‹ erschien 1651 in Hamburg. Mit dem Stein der Weisen (*lapis philosophorum*) wurde auf die im 17. Jahrhundert noch hoch geschätzte ›Kunst der Alchemie‹ verwiesen, die Triumphe feierte und viele mit ihrem wissenschaftlichen Anstrich begeisterte; man muss sich in dieser Sache auf den Standpunkt jener Zeit stellen, von Aberglaube war dabei zu Zesens Lebzeiten noch keineswegs die Rede. Als Zesen sich dieses Terminus mit den Assoziationen des Geheimnisvollen und vorgespiegelten Glücks des Goldmachens in der Titelgebung bediente, hat er das ernst gemeint, vielleicht hat er sogar die verchristlichte Alchemie (bei Jacob Böhme u. a.³⁶) anklingen lassen wollen. Denn die eigentümlich halb-religiöse Färbung der Sprache in Zesens Ausführungen ist im Rahmen der Sprachgeschichte jener Zeit zumindest auffällig und in ihrer fast massiven Breite von signalhafter Brisanz. Es sei hier ein kurzer Passus aus dem *Rosen=mând* zitiert:

Daniel Heins verwundert sich in seinem Lobgesange über die füglichkeit der Holländischen sprache; aber wan der große man unsere Hochdeutsche so wohl verstehen solte als die seinige/ und mit einer rechten schärfe der verstands-agen in ihre fast gantz-göttliche natur hinein blicken/ so würde er erst wunder über wunder erzählen. Dan freilich gehören scharfe augen hierzu/ wan man ihre geheimnisse ergründen wil; ja man kan mit keinen andern/ als adlers-agen in ihre tieffe götligkeit hinein schauen. Und es ist nicht genug/ daß sie unsere Deutschen/ auch wohl sonst hochgelehrte leute/ so fluchtsinnig und oben hin/ wie ein kalb ein neues tohr/ ansehen. Ach! es gehört mehr/ als ein paar schuhe/ zum tanzte.³⁷

Es ist für die Entwicklung von Zesens Sprachbewusstsein aufschlussreich, dass die ehemalige Vorbildwirkung des Niederländischen sich jetzt offenbar ins Gegenteil wendet. Die Niederlande waren in Sachen von Sprache und Kultur tonangebend für Deutschland gewesen, viele Schlesier studierten in Leiden.³⁸ Daniel Heinsius (1580–1655), auf den Zesen hier Bezug nimmt,

³⁶ Immer wieder hat man versucht bei Zesen Böhme-Spuren nachzuweisen. Jedenfalls hatte er in Amsterdam leichten Zugang zu Böhme-Drucken, in deutscher Sprache oder in ndl. Übersetzungen. Vgl.: Ferdinand van Ingen: Böhme und Böhmiern in den Niederlanden im 17. Jahrhundert. Bonn 1984 (Reihe Nachbarn, 29). Insbes. das reichhaltige Buch »Jacob Böhmes Weg in die Welt. Zur Geschichte der Handschriftensammlung, Übersetzungen und Editionen von Abraham van Beyerland.« Hg. v. Theodor Harmsen. Amsterdam: In de Pelikaan 2007. (Dazu die Rez. von F. v. I. in *Arbitrium* 3/2009, S. 302–305)

³⁷ *Rosen=mând*, SW Bd. XI, S. 241.

³⁸ Heinz Schnepfen: *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben*. Bonn 1969, 2. Aufl. 1970. Das »Do ut des« habe ich kompakt dargestellt in: »Holländisch-deutsche Wechselbeziehungen in der Literatur des 17. Jahrhunderts.« Bonn 1981 (Reihe Nachbarn, 26). Maria A. Schenkeveld: *Dutch Literature in the Age of*

war der berühmte Leidener Professor und Humanist, dessen *Nederduytsche Poemata* Martin Opitz nachfolgte (*Teutsche Poemata*, 1624) und der als *poeta doctus* sein Leitbild war.³⁹ Zesen spielt wahrscheinlich auf das emphatische Lob des Niederländischen an, jener Sprache, so »unglaublich süß«, »Prinzessin von allen Sprachen.« War Holland der gebende, Deutschland der empfangende Teil in den Kulturbeziehungen gewesen, so habe sich nun das Blatt gewendet – das ist die signalhafte Funktion der zitierten Stelle. Das ist schon mehr als eine rhetorische Überbietung (*aemulatio*), Zesen macht aus seinem Nationalstolz keinen Hehl. War er doch der festen Überzeugung, zu ihrer neuen Blüte gehörig beigetragen zu haben.⁴⁰ Er wurde darin von seinen Mitgenossen bestärkt. Und wieder ist es Der Wohlriechende, der der *Helikonischen Hechel* (1668) einen Zesen lobenden, aber seinen »Verleumder« beleidigenden Brief vorangestellt hat:

Ich versichere Ihn/ daß Er tausend guhte redliche Leute bei uns finden wird/ die zweier oder dreier Neidhämmel boßheit/ die sich wider seinen hertzlich guhtgemeinten fleis rüsten und brüsten/ in die hölle verdammen. Einer Seiner boßhaftigsten Verleumder/ denen Er doch nichts anders getahn/ als daß Er/ durch Seine himlische Tugend und Göttliche gaben/ in erhöbung unserer Heldensprache aus ihrem schlamme/ das natterngift ihrer lästerzungen erreget/ mus itzund vor seine boßheit/ an Seiner unschuld bewiesen/ mehr als genug büßen/ uam. Er kan wohl errathen/ wen ich meine. Nun er stehet schon vor Gottes Gerichte/ und mein Herr hat sich seiner wegen nichts mehr zu bekümmern.⁴¹

So zogen Zesens Mit-Genossen an seiner Stelle vom Leder, um ihren Meister zu verteidigen, so wurde in diesem Fall eine langjährige Schriftstellerfehde für die Nachwelt dokumentiert.

Zesen hat sich wohl von seinen umtriebigen Versuchen, eine feste Anstellung zu finden, die seiner Selbsteinschätzung entsprach, einiges erhofft. Aber auch der kleinste Erfolg ließ auf sich warten. Am 25. Mai 1649 hat er dem Fürsten Ludwig mitgeteilt, er wolle in acht Tagen nach Holland abreisen. Am 4. Mai hatte seine »träu-beständige Schwester Adelmund« ihn in einem aus Brüssel datierten Brief aufgefordert, wieder einmal einen Band Gedichte zu veröffentlichen: »ja es wüdschen es alle hiesige Schäferinnen/ die von Hochdeutschem Bluhte entsprossen/ und alle/ die so nur ein wenig der Hochdeutschen sprache fähig sind.« Der möglicherweise

Rembrandt. *Themes and Ideas*. Amsterdam/Philadelphia 1991, insbes. S. 147 ff. (»export of literature«).

³⁹ Die »Nederduytsche Poemata« wurden 1983, hg. v. Barbara Becker-Cantarino (Bern/Frankfurt am Main), neu vorgelegt.

⁴⁰ Es sollte nicht vergessen werden, dass manche Mitglieder selber mit Arbeiten zur Sprache hervorgetreten sind. Johann Bellin etwa, der die bekannte Briefsammlung zusammengestellt hat, ist hier als Autor von zwei weiteren Schriften zu nennen: »Hochdeutsche Rechtschreibung.« Lübeck 1657. In dem Exemplar der HAB (QuN 1000.1) ist auch enthalten: *Syntaxis*, Lübeck 1661.

⁴¹ Hechel, »Des Wolriechenden abgegangenes Schreiben an den Färtig=Wohlsetzenden«, Bd. XI, S. 282–286, hier 283 f. – Rist starb 1667.

fingierte Brief ist vor der Sammlung abgedruckt, mit der Zesen der Bitte Folge leistete. Es waren *Filip Zesens Dichterische Jugendflammen*, 1651 bei Johann Naumann in Hamburg erschienen. Auf diese zweite Lieder-sammlung ist unten näher einzugehen.

Im gleichen Jahr 1651 ist auch Zesens *Rosen=mând* veröffentlicht worden, ebenfalls in Hamburg (diesmal bei Georg Papen). Das Buch wurde oben bereits erwähnt. Zesen hat das sprachtheoretische Werk »Der Schweden und Gotten Götlichen Kristinen« gewidmet. Das war nach der Widmung der *Afrikanischen Sofonisbe* (1647) schon der zweite Versuch, sich der schwedischen Königin anzudienen. Er lobt sie als »Helden-mühtige« Hoheit, die jedoch neben »sieges-prachten, siegesliedern« auch an kunst-sinnigen Gaben interessiert sei. Außerdem beherrschte sie das Niederländische. Ihr zu Ehren möchte er besingen »mit geschärftem feder-kiel deine siege/ deine tahten/| die zum frohen frieden Dier/ täure Heldin/ seind gerahten.« Natürlich hat er sich erhofft, durch Verbindung mit einem größeren Fürstenhof sich eine sichere finanzielle Grundlage zu verschaffen. Tatsächlich hat er seine Eignung wiederholt unter Beweis gestellt. Zesens zahlreiche Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten, die mit Schweden zu tun hatten, sind in der Tat auffallend. Die *Adriatische Rosemund* hatte er den Brüdern Dionysius und Matthias Palbitzky gewidmet; der eine war Christinas Kammerherr, der andere Gesandter im Dienst des schwedischen Hofes. Graf Heinrich von Thurn, der 1645 als »Der Siegende« in die Genossenschaft aufgenommen wurde, war schwedischer Reichsrat; er heiratete 1648 die Witwe des berühmten schwedischen Generals Bannér, Johanna, eine geborene Markgräfin von Baden⁴². Dem Obersten Heinrich von Del-wich, der damals in schwedischen Diensten stand, hat Zesen mehrere Werke gewidmet: 1668 die *Schöne Hamburgerin*, 1676 die *Kriegs-Lieder* und 1679 den Roman *Simson*. Auch ein anderer schwedischer Oberst, Johann von Holtzheim, der 1645 in die DG aufgenommen wurde, gehörte zu seinen Bekannten. Der schwedische Leibarzt Niclas Witte aus Riga gehörte sogar zu den ersten Mitgliedern der Genossenschaft. Sodann war Grotius, der Zesen einen Pass ausstellte, schwedischer Gesandter in Paris. Man sieht, es ist fast ein ganzes Netzwerk; man wüsste gern mehr über diese Beziehungen und ihre Hintergründe.

Für wichtig halte ich vor allem, dass Zesens Dessauer Gönner, Fürst Johann Georg II. von Anhalt Dessau (1627–1693), in schwedischen Militärdiensten stand. Er und sein Dessauer Hof waren für Zesen von besonderer Bedeutung; das ist auch werksgeschichtlich von Interesse, deshalb ist darauf an dieser Stelle kurz einzugehen.

Anhalt-Dessau hatte eine besondere Beziehung zum Haus Oranien, es war calvinistisch und suchte als kleines Land aus diesen Gründen An-

⁴² Siehe das »Neujahrslied« im Rosen- und Liljen-tahl, SW II, S. 53 ff.

schluss an Kurpfalz und Kursachsen. Zu den Niederlanden hatte schon Fürst Ludwig I. von Anhalt-Köthen, der Initiator und Vorsteher der Fruchtbringenden Gesellschaft, enge Beziehungen. Das Fürstentum Anhalt wurde nach dem Tod von Joachim Ernst von seinen Söhnen übernommen und angesichts der Verschuldung des Fürstenhauses 1603/06 aufgeteilt in vier Teilfürstentümer mit den Residenzstädten Bernburg, Dessau, Köthen und Zerbst. Den Höhepunkt der anhaltisch-oranischen Verbindungen bedeutet die Vermählung Johann Georgs II. von Anhalt-Dessau mit Henriette Catharina von Oranien (1659). Dabei war der brandenburgische Gesandte in Den Haag, Daniel Weimann,⁴³ so etwas wie ein Mittelsmann; auch er war mit Zesen befreundet. Johann Georg war der einzige Sohn des Fürsten Johann Casimirs von Anhalt-Dessau, er hatte sich im Dienst des schwedischen Königs Karl X. Gustav im Schwedisch-Polnischen Krieg (1655–1660) einen Namen gemacht, außerdem (aber wichtig!) war er reformiert. Henriette Catharina war 1637 als die 5. Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien und Amalia von Solms geboren worden, sie war für Dessau »eine gute Partie.« Ihre Schwester Louise Henriette war seit 1646 mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (dem späteren Großen Kurfürsten) verheiratet, die Mutter Amalia hatte mit ihrem Schwiegersohn die Verbindung ihrer Tochter mit dem Dessauer Fürsten für vernünftig und empfehlenswert gehalten. Allerdings musste dieser von seinen schwedischen Diensten zurückstehen. Johann Georg wurde nach zähen Verhandlungen aus schwedischen Diensten in kurbrandenburgische übernommen und vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit den höchsten Ehren belohnt. Er wurde später (1670) sogar zum Generalfeldmarschall ernannt.

Die Trauung wurde am 16. Juli 1659 in der Groninger Martinikerk vollzogen und wurde auch in Amsterdam gefeiert. Die enge Anbindung von Anhalt-Dessau über das Haus Oranien an Brandenburg-Preußen war von großer politischer Bedeutung. Auch hat Henriette Catharina, die nach dem Tod Johann Georgs 1693 bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes Leopold (des späteren Alten Dessauers) die fünfjährige Regentschaft übernahm, viel für Anhalt-Dessau getan. »Die Auswirkungen der Eheschließung des Dessauer Erbprinzen mit Henriette Catharina waren für Anhalt beträchtlich. Das Land profitierte in vielfacher Weise vom landesherrlichen Wirken der Oranierin, die einer Republik entstammte, die zu Recht als »vielbewunderte und eifrig kopierte europäische Vorreitergesellschaft« des 17. Jahrhunderts gilt [Heinz Schilling]. Henriette Catharina entfaltete in ihrer neuen Heimat zahlreiche soziale, wirtschaftliche und kulturelle Aktivitäten, die ganz ent-

⁴³ Zesen war mit ihm befreundet. Jedenfalls hat er zu seinem Tod 1661 für die Witwe eine ausführliche Trostschrift geschrieben: Filips von Zesen Trost-Schrift über die seeelige Sterblichkeit. Gedruckt in Amsterdam bei Gillis Webber 1662. In SW Bd. XIV, S. 537–551 (mit Sterbelied und Grabspruch).

scheidend durch ihre niederländische Herkunft geprägt waren.«⁴⁴ Die niederländisch geprägte Landespolitik drückt sich vorzüglich im Schloss Oranienbaum mit Park und Stadtensemble aus. Aber das gehört nicht mehr hierher.

2.4 Die Reinweisse Hertzogin

Zu dieser Vermählung verfasste Zesen die kleine Liedersammlung *Die Reinweisse Hertzogin* (1658, »auf Gnädigsten befehl besungen ...«).⁴⁵ Die Sammlung setzt, nach dem »Auftragslied« an den Fürsten, mit einem »Klinggedicht auf die Reinweisse Hertzogin« ein (Catharina=weiß):

Mein Fürst versichert mich/ daß Sie sei weis von Haut;
Recht! sagt das auge straks/ das Sie nur seitwärts schaut/
die Schöne Hertzogin. Weis seind die Augenlieder;
Weis ist das Angesicht/ urtheilet recht ein jeder/
ja reinweis durch und durch. Der diesen worten traut/
der Niederländer/ spricht/ und rüft selbst überlaut:
Hochweis und lieblichrein seind Ihre Leibesglieder;
der Augenblicke gluht steigt reinlich auf und nieder.
Hochweis und hochrein ist der Hals/ die Stirn/ das Kin;
Hochweis und hochrein ist Ihr unverfälschter Sin.
So weis/ so rein/ so net ist unsre Hertzogin;
drüm geht auch ein Sonnet zu Ihrem Ruhme hin/
aus meinem federkiel/ auf meines Fürsten willen/
auf sein gebot/ das ich stähts trachte zu erfüllen.

Hier werden die einzelnen Schönheiten der Braut besungen. Die petrarkistische Manier gibt das Vorbild für das dichterische Verfahren ab. Das erste Terzett weist Parallelismus auf in der ersten Zeile, die dritte summiert »so weis/ so rein/ so net ...«, was wiederum in der nächsten Zeile wortspiele- risch als »Sonnet« aufgenommen wird.

Es folgen Lieder auf ihre »hochklahre Leibesfarbe«, ihre »hochklahre Seelenfarbe« (beide komponiert von dem Hamburger Matthias Weckmann). Nach einer niederländischen Zugabe (»Toegift«) – wohl als nette Geste gedacht – finden sich kleinere Gedichte, die zum Teil mit der Vermählung zusammenhängen. Beschlossen wird mit einem »Scheidelied An Seine HochFürstl. Durchleuchtigkeit Fürst Johan Georgen« (Melodiesatz von Malachias Siebenhaar), von dessen neun Strophen einige auch biographisch relevante Fakten bringen.

⁴⁴ Michael Rohrschneider: Die Oranier und Anhalt. Verflechtungen und Beziehungen. In: Ouder den Oranje boom. Dynastie in der Republik. Das Haus Oranien als Vermittler niederländischer Kultur in deutschen Territorien im 17. und 18. Jahrhundert. Textband. Hg. v. Horst Lademacher. München 1999. S. 225–237; hier 229.

⁴⁵ SW Bd. I/2, S. 261 ff.

Dem ich meinen gantzen sin
werfe zu den füßen hin/
Großer Fürst/ sei hochgesegnet:
sei gesegnet/ weil mich bannt
Deiner Trauten Vaterland/
das mir je so wohl begegnet.

Ich mus ziehen/ weil es winkt/
wie mich itzt von ferne dünkt/
und von Deinem Hofe scheiden;
da ich sechs und zwanzig jahr
in so hohen gnaden war.
Ach! was föhl' ich weh und leiden.

Ach! mein Hertz/ mein Hertze bricht/
wan ich seh Dein Angesicht/
Tapfrer Fürst/ itzt vor das letzte;
wan ich denk' an jene zeit/
da das glük/ nicht ohne neid/
mich in Deine Gnade setzte.

[...]

Daß Dein Gülden=apfel-baum
(Gott/ gib unsrem wundsche raum!)
in zwölf mohnden wieder trage;
daß Er trage solche Frucht/
solche junge Fürstenzucht
die des Stammes tod verjage.

Die gewöhnlichen Ach-Seufzer fehlen in diesem Abschied-Gedicht nicht, ebenso wenig affektreiche Wortwiederholungen.

2.5 Schöne Hamburgerin

In gleicher Aufmachung, im selben Jahr 1668 und im gleichen Verlag wird die Sammlung Liebeslieder *Filips von Zesen Schöne Hamburgerin* veröffentlicht.⁴⁶ Auch die Komponisten sind dieselben, Weckmann und Siebenhaar. Die Widmung gilt »Herrn Henrichen von Delwich/ der Krohne Schweden Hochbestelten Obersten/ u. a. m.«, selbstverständlich mit dem Auftragslied: »Noch hab ich Deiner nicht/ O tapfrer Held vergessen.« Ebenso wie die *Reinweisse Hertzogin* auf die Widmung (mit Gedicht) einen heftigen Nasenstüber auf Zesens Neider und Tadler folgen lässt (»gernweiser Klügling«, ebd., S. 265), findet sich hier an der Stelle eine ähnliche klagende Anrede: »Naseweiser Leser« (ebd., S. 232–235).

Wiederum ist hier eine schwedische Beziehung auszumachen. Dem Auftragslied zufolge war der Dichter dem Geehrten Heinrich Frhr von Delwich (1620–1696) freundschaftlich verbunden. Die Schöne Hamburgerin könnte

⁴⁶ SW Bd. I/2, S. 222 ff.

übrigens seine Ehefrau Catharina gewesen sein, die 1678 in Hamburg verstarb.⁴⁷ Zur Sammlung haben die Mitgenossenschafter K. K. Meerheim (Der Wohlrüchende) und Heinrich Friedrichs (Der Friedreiche) Gedichte zu Ehren des Meisters beigesteuert.

Das erste Lied besingt den »Schönen Leib« der Dame, der einer Sonne verglichen wird und dem Dichter »himmelsfeuer« zu seinen Dichtereien schenkt. Dann geht es im folgenden um ihre »Schöne Seele«, womit »die allerschönste Braut/| mit der sich Gott selbselbst vertraut.« Dies ist der »Englische« Teil an ihr, es ist der schönste und unsterbliche Teil:

Mit diesem Teile lebestu/
mit diesem Teile schwebestu
in deines Seelenschatzes hertzen.
In diesem Teile lebet Er/
in diesem Teile schwebet Er/
ja hier/ in Dir/ pflegt Er zu schertzen.

Die Einheit wird durch parallele Gestaltung treffend ausgedrückt. Als ihre größte Tugend wird die Liebe gefeiert, an die Zesen in seinem gesamten Werk immer wieder appelliert:

Die Liebe wurzelt tief in Dir/
die Liebe/ die der Kristen zier
und gröste Tugend ist auf erden:
auf der das Kristentuhm besteht/
und ohne sie zu grunde geht/
ja kein gebot erfüllt kan werden.

Du weist/ daß ein rechtschafner Krist
nicht/ als durch Lieb'/ ein solcher ist:
drüm ist dein Glaub' in Liebe tähtig.
Du liebest Gott/ und selbst/ als Dich/
den armen Nächsten tähtiglich:
so leuchtet deine leuchte stähtig.

Demgemäß heißt es dann: »Lieb-freundlich handeln ist dein ruhm/ | Barmhertzigsein / dein eigentuhm.« Hier bewahrheitet sich die damals übliche Regel: »Ist der Leib hässlich/ so ist auch an der Seelen nichts liebliches« (ebd., S. 234).

So bringt auch die »Lieblichkeit« der Schönen Hamburgerin mit rhetorisch wirksamen Ausdrucksmitteln (adhortatio und appellatio, anaphorische Gestaltung, Parallelismen, annominatio und Stichwortsetzung) einen gelungenen Auftakt in der ersten Strophe:

Auf! Liebe/ rühre meine lunge.
Auf! Liebe/ führe meine zunge.

⁴⁷ Ein Trauergedicht Zesens, »Hertzlicher Klage-Schall und tröstlicher Wieder-Schall« auf den Tod von Catharina Dellwich (1678), befand sich laut Dünnhaupt VI (S. 4316) früher in der Hamburger Stadtbibliothek.

Auf! Liebe/ ziere meinen klang
damit er süß' und lieblich klinge/
damit ich süß' und lieblich singe
ja lieblich/ diesen Lobgesang.

Die zweite Strophe ist mit allen rhetorischen Kniffen ein reines Klangspiel, das den -ie-Vokal des semantisch und klanglich hervorgehobenen Hauptworts Liebe in allen Verszeilen durchspielt:

Die Lieb' entspriess' in meinen sinnen.
Aus liebe fliesse mein beginnen.
Von lieb' ergiesse sich mein reim:
in liebe schiess' er aus dem kiele:
mit liebe schliess' er seine spiele/
durch liebe süß/ als honigseim.

Das Klangspiel wird mit leichter Variation in gleichem Schema fortgesetzt:

Und so werd' ich was lieblichs bringen/
der ich von Liebligkeit sol singen
der lieblichsten Hamburgerin:
die nur zur lieb' ist auserkohren/
weil sie so lieblich ist gebohren/
daß ich durch sie verlieblich bin.

Ein anderes Gedicht, »Der Schönen Hamburgerin Abgesang«, ist rhythmisch interessant.

Wortwiederholungen mit ihrem hämmernden Pulsieren haben einen unerwarteten Effekt auf den Rezipienten, der sich im rhythmischen Sog gleichsam mitgerissen fühlt.

Und so stirbt Anemon' auch nimmer-nimmer-nimmer;
ja nimmer-nimmermehr verwelket diese Bluhm.
So blühet fort und fort/ ja immer-immer-immer
und immer-immerfort ihr zweifach schöner Ruhm.

Der Himmel/ der sich selbst selbst über Sie verwundert/
und/ gleich als gantz verliebt/ so lieblich Sie anblickt;
der gebe/ daß Sie sei viel hundert-hundert-hundert/
ja tausend-tausend mehr/ als tausendmahl/ beglückt.

In dieser Liedsammlung ist zu beobachten, dass Zesen mit poetischer, kreativer Raffinesse verfährt und sich wagemutig weit vor wagt. Er ist bereit, um willen des ersten klanglichen Spiels mit seinen eigenen Mitteln einiges zu riskieren.

Die chronologische Abzweigung, veranlasst durch die Beziehungen nach Schweden, soll nun um einige Jahre korrigiert, d. h. vorverlegt werden, um wieder zu seinem Aufenthalt in Amsterdam zurückzukehren. Dort treffen wir ihn bei der Arbeit an einem großen Geschichtswerk. Seine Abreise nach Dessau finden wir zeitlich näher bestimmt in der Vorrede zum *Niederländischen Leuen* (1677). Das lateinische Original *Leo Belgicus* war 1660 er-

schiene, dessen Vorrede ist vom 12. Febr. 1656 datiert und enthält nähere Zeitangaben, die eine Rekonstruktion des Zeitverlaufs ermöglichen. Zesen schreibt nämlich, dass er das Werk schon vor drei Jahren in Angriff genommen habe (also 1653), dann jedoch unterbrechen musste: »Aber ich hatte kaum acht tage gesässen/ als das glück den Stuhl/ den er mir so vielmahls verrückt/ fast wider meinen willen/ schohn wiederüm unter mir wegnahm/ und mich an den Hochfürstlichen Anhaltischen Hof/ dahin ich dazumahl von Amsterdam aus abgesandt worden/ zu ziehen befahle ...«. Es war sicher nicht die Stadt Amsterdam, die ihn nach Dessau schickte, denn dafür fehlt jede Spur. Der Zuschrift des *Frauenzimmers Gebeht-Buch* von 1657 an die zwei Fürstinnen von Anhalt, ist eine Zeitbestimmung und der Zweck der Abreise von Amsterdam zu entnehmen: »da vor ungefähr fünf jahren/ zu [...] Herrn Johann Kasimiern [...] meine wenigkeit von Amsterdam aus abgesant worden.« Was ihn am Dessauer Hof für Aufgabe erwartete, war bisher nicht zu ermitteln. Es ist aber demgegenüber eine andere interessante Angabe zu erwähnen, die im Ratsprotokoll vom 20. Oktober 1662 erhalten ist, das ihm das Bürgerrecht der Stadt Amsterdam verlieh. Hier wird Zesen »raetsheer van de Heere prince van Anhalt« genannt.⁴⁸ In Dessau wurde er jedenfalls freundlich aufgenommen, insbesondere hatte er gute Kontakte zu den Damen, zu Sofie Margarete, der Frau Johann Kasimirs, und dessen Schwestern Eleonora Dorothea und Eva Katharina. Diese waren ihm, laut der Vorrede, herzlich zugetan. Zesen berichtet von der »überschwänglichen Gnade/ die von Derselben [d. h. der Fürstinnen] gantzem Hoch-Fürstlichen Stam-Hause«, die ihm »ie und allwege widerfahren.« Zesen zeigte sich nicht undankbar: In der Liedersammlung *Dichterisches Rosen- und Liljen-tahl* (1670) finden sich Lieder auf die Mitglieder des Anhaltinischen Hauses, wie die zwei Jahre vorher veröffentlichte *Reinweisse Hertzogin* mit den angehängten Liedern.⁴⁹ Noch 1677 verfasste er ein Gedicht zum ersten Geburtstag des Prinzen Leopold. Es waren auch die in der Widmung des *Gebeht-Buchs* erwähnten Fürstinnen, deren Großzügigkeit der Dichter dankbar gedenkt, da sie »aus angebohrner Fürstlichen tugend/ meine reise auf den damahligen Reichstag zu Regensburg/ durch solche beförderungsmittel/ derer gedächtnüs nimmermehr aus meinen sinnen kommen wollen/ veruhrsachet.«

Die Reise, die über Nürnberg nach Regensburg führte, ist durch den erwähnten Brief von Harsdörffer an Neumark vom 2. April 1653 belegt. Auf dem Reichstag wurde Zesen, erst 33 Jahre alt, in den Adelstand erhoben. Er bedankte sich mit einem großen allegorischen Gedicht: *Güldener*

⁴⁸ Siehe das von J. H. Scholte entdeckte und veröffentlichte Faksimile. In: *Amstelodamum* XIV, S. 64.

⁴⁹ *Reinweisse Herzogin*, SW Bd. I/2, S. 259–281. Vgl. *Rosen- und Liljen-tahl* von 1670: SW Bd. II, S. 45 ff., 52 ff., 57 ff., 61 ff., 64 ff.

Regen über die Deutsche durch den Göttlichen Ferdinanden/ [...] itzund in Regensburg beruffene Danae von oben herab ausgegossen.

Das Lied, das der Kaiserin Eleonore »am ersten Mäitage des 1653 jahres/ aus allerunterthänigsten schuldigkeit« gewidmet ist (*Rosen- und Liljentalh*, Nr. 5), ist wohl als Nachklang dieses Ereignisses zu betrachten.

Ebenso wie der Dessauer Hof hat ihn also der Kaiserhof in Wien nicht im Stich gelassen, wenn es um materielle Dinge ging. Zesen stellte in einem Gedicht die inhaltliche Verbindung her, und zwar in der *Reinweissen Herzogin*. Das Gedicht richtet sich an die »Hochfürstl. Durchleuchtigkeit/ als Sie ihn/ des vorigen Liedes wegen [gemeint ist das an Johann Georg adressierte ›Scheidelied‹] mit einer sehr milden gabe gnädigst begabet«. Es nimmt nämlich sofort in der ersten Strophe auf den »Gülden Regen« Bezug:

Was vor ein güldner Regen felt
auf meine schrift/ o güldner Held/
Ist Jupiter vielleicht verirret?
und scheint ihm mein papierner schnee
der schoß zu sein von Danae/
die seinen sin wohl eh verwirret?

So pflag der Große Ferdinand
auch ehmahls/ mit gefülter hand/
auf mich mit gnad' und gold zu regnen.
Itzt tuht es/ wan es je kein traum/
Dein Trauter Gülden-appelbaum:
Den Gott woll' ewig reichlich segnen.

[...]

Wan sich ein jahr verschlichen hat/
sol ich/ an dieses wunsches stat/
mit güldnen Liedern froh empfangen
den mehr als güldnen Morgenstern/
den neugebohrnen Jungen Herrn/
auf Den man wartet mit verlangen.

Zesen konnte es sich nicht verkneifen, für diesen anvisierten Fall gleich einen höheren Lohn einzufordern:

Dan wird/ mich deucht ich seh es schon/
des Dichters minster gnadenlohn
ein regen sein von deamanten.
Wie schön wird dieser steine glantz
dan zieren meinen Lorbeerkrantz/
gleich als mit lauter sternenkanten.

Unter uns Normalbürgern heißt das wohl ein Wink mit dem Zaunpfahl.

Von Regensburg kehrte er über Halle, wo er für seine Genossenschaft neue Mitglieder anzuwerben suchte, nach Dessau zurück. An Johann Sebastian Mitternacht schreibt er am 15. März 1654 aus Dessau: »... ich werde innerhalb 14 tagen nach Hamburg und von dort nach Estland zum Gra-

fen von Thurn, dem Siegenden verreisen.« Zesen war 1655 in den Ostprovinzen, beim Grafen, der dort Statthalter geworden war. Von diesem Aufenthalt wissen wir auch von Rists Brief vom 2. März 1655 an Neumark.

Der Datierung der Vorrede zum *Leo Belgicus* (12. Februar 1656) gemäß war Zesen im folgenden Jahr wieder in den Niederlanden, sicher also von 1656 bis 1667. Hier erschienen dann die *Moralia Horatiana*, die »Sitten-Kunst«, mit prächtigen Stichen.

Der Utrechter Steven van Lamsweerde, der seit 1644 Mitglied der DG war, dürfte Zesen mit der berühmten Anna Maria van Schurman (1607–1678) bekannt gemacht haben (Lamsweerde hatte einen schönen Kupferstich von ihr angefertigt). Schon der *Helicon* von 1649 enthielt bereits ein »Spruchlied«, Schurmans Wahlspruch: »meine Liebe ist gekreuziget.«

2.6 Gekreuzigte Liebsflammen

Die neue Sammlung nach den *Jugend-Flammen* trägt den Titel: *Gekreuzigter Liebsflammen oder Geistlicher Gedichte Vorschmack* und erschien 1653 bei Georg Pape in Hamburg.⁵⁰ Gewidmet ist der Band der Fürstin Sofie Amalia von Dänemark und Norwegen. Der Spruch geht, wie Zesen im Anschluss an das Spruchlied dem Leser mitteilt, auf den Bischof und Märtyrer Ignatius von Antiochien zurück. Möglicherweise hat Schurman die Briefstelle um 1635 in der Bibliothek ihres Mentors, des Theologen Gisbert Voetius, kennengelernt, denn er besaß zwei Ausgaben dieser Texte in späteren Editionen. Auch für Zesen mag das Spruchlied der Schurman eine gewisse Gültigkeit gehabt haben; er hat es in weitere Werke (etwa *Helicon*) aufgenommen und wohl wegen des Kehrreims geliebt: »Welt/ tobe/ wie du wilst/ und wühte/| mein ziel bleibt dännoch unverrückt:| mein sinn/ mein hertz und mein gemühte | seind nie von deiner lust entzükt. | Dan ob mich welt und lust schohn triebe/ | bleibt doch gekreuzigt meine Liebe«. Das ist die erste von vier Strophen, die den Band eröffnen.⁵¹ Man muss sich an diesen Ton gewöhnen, der nicht nur etwa Zesens eigene Religiosität, sondern mehr noch die der Utrechter frommen Gelehrten (sie galt als das »Wunder von Utrecht«) ausdrückt. Für die Schurman wurde der Wahlspruch zum Lebensmotto, wiederholt in Stammbüchern und einem Echo-Gedicht. Er bedeutet das Bekenntnis zur Weltabkehr und wohl auch zum ehelosen Leben.

Zesen erläutert in der Vorrede an den »Gott-liebenden Leser« die Entstehung seiner Gedichtsammlung. Er hätte sie »fast zehn jahr« vorbereitet, nun aber beginnen sie »herfür zu blitzlen/ und bringen das jenige/ was sich so lange bei mir verborgen gehalten/ der gantzen Gottliebenden Welt zu

⁵⁰ Zitiert wird nach den SW, Band I/2 (1993).

⁵¹ SW Bd. I/2, S. 10.

gesichte. Darüm/ o mein lieber Leser/ blikke sie als die ersten zu tage gebrachten früchte meiner himmlischen liebe/ mit günstigen/ ja solchen augen an/ die sich von den irdischen eitelkeiten abgewendet; behertzige sie mit einem solchen hertzen/ das durch die höchste gekreuzigte Liebe der welt gekreuziget ist.« Dann folgen einige Hinweise auf den hier notwendigen »einfachen Stil«. Sie sind deswegen von besonderem Interesse, weil sie leicht so aufgefasst werden könnten, als sei bei geistlichen Themen nur ein schmucklos-kunstloser Stil angemessen. Dem ist jedoch nicht so, denn es geht keineswegs um den *stilus humilis*: »Du wirst hier wenig dichterische blumen und verzuckerungen/ sondern nur einfältige reden finden/ weil auch die göttliche Liebe keine andere erfordert/ und ich das meiste dieser arbeit in meiner erst-auskommenden und fast kindlichen jugend/ für zehen/ ja achtzehn jahren/ geschrieben«. Weiteres zu dieser Liedsammlung wird im Kapitel zum »Erbauungsschrifttum« mitgeteilt werden. An dieser Stelle geht es vornehmlich um die dichterisch wie biographisch relevante Entwicklung des Dichters.

Festzuhalten ist hier noch, dass die Schurman mit den berühmtesten Männern (Dichtern wie Künstlern) in Kontakt stand und einen umfangreichen Briefwechsel führte. Sie war »eine Institution, ein Markenzeichen, ein Aushängeschild für die kleine und junge niederländische Republik, die solche außergewöhnliche Karrieren ermöglichte.«⁵² Sie hat sich für eine andere, weltabgewandte Lebensweise entschieden, wovon sie in ihrer autobiographischen Schrift (*Eukleria*)⁵³ Zeugnis ablegte. Sie folgte dem schwärmerischen Prediger Jean de Labadie und seiner kleinen, aber frommen Gefolgschaft und starb 1678.

Der schlichte poetische Ton der *Liebesflammen* verzichtet auf dunkle Metaphern-Gebilde und Wortzier. Aber das wird durch bescheidene Buchstabenspiele und überraschende Wort- und Reimstellen wettgemacht. Einige Lieder weisen z. B. die Form des Akrostichons auf, etwa SOPHIE MARIE KÖNIGIN (»Seufzer«, S. 19), EVE KATRIN FÜRSTIN ZU ANHALT (S. 23 f.), KATARINE MARGRETE (S. 34 f.), DORTEEE ZESEN (Zesens Mutter, S. 36 f.), PATRIK MOHR (S. 59 ff.). Eine Sonderstellung nehmen komplexe Wortfiguren wie die Anapher in Verbindung mit der Form der Sestine ein (»Verlangen zu Gott«, S. 15 f.). Hier scheinen in der Analyse zunächst lediglich dichterische Spielformen vorzuliegen. Dieser Eindruck weicht aber bald der Hochachtung und Bewunderung für solch kunstvoll-ernsthafte Gestaltung der romanischen Sestine. Der Bau einer Sestine sieht

⁵² Michael Spang; »Wenn sie ein Mann wäre.« Leben und Werk der Anna Maria van Schurman (1607–1678). Darmstadt 2009 (WBG). S. 9.

⁵³ Der griechische Titel bedeutet etwa »der beste Teil«. Das lateinische geschriebene Buch erschien zuerst 1673 in Altona, dann 1685 in Amsterdam. Eine deutsche Übersetzung ist 1783 in Dessau/Leipzig erschienen in der »Buchhandlung der Gelehrten«. Eine Sammlung ihrer Briefe und Gedichte erschien unter dem Titel *Opuscula*, Leipzig 1749.